

Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 8 (1912)
Heft: 1

Artikel: Aus vergilbten Tagebuchblättern
Autor: Schnell, H.L. / Bloesch, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-180282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Heft 1.

VIII. Jahrgang.

April 1912

Erscheint 4mal jährlich, je 4—5 Bogen stark. **Jahres-Abonnement: Fr. 4. 80** (exklusive Porto).

Jedes Heft bildet für sich ein Ganzes und ist einzeln käuflich zum Preise von Fr. 1. 75.

Redaktion, Druck und Verlag: Dr. Gustav Grunau, Falkenplatz 11, Bern, Länggasse.

Aus vergilbten Tagebuchblättern.

Selbstbiographie und Aufzeichnungen von J. L. Schnell.

Herausgegeben von Dr. Hans Bloesch.



Von den drei Brüdern Schnell, die mit dem Umschwung von 1830 in den Vordergrund der bernischen Geschichte gerückt wurden, ist der älteste, Johann Ludwig, der wenigst bekannte, er hielt sich von vorneherein im Hintergrunde, während seine Brüder, Karl und Johann, zehn Jahre hindurch die Geschicke des Kantons leiteten und als „die Burgdorfer“ erst ebenso gerühmt wie später verketzert wurden. Johann Ludwig Schnell, der angesehene Stadtschreiber, war wohl ebenso eifrig beteiligt an der Neuordnung der politischen Zustände, wohl mehr als er selbst in seinen alten Tagen es zugesteht, aber

er liess sich trotz aller Versuchung nicht aus seiner beschaulichen ruhigen Lebensweise drängen, zu der ihn — wie im Grunde auch die beiden andern Brüder — die ganze Charakteranlage und sein ganzes Wesen zu bestimmen schienen.¹⁾

Als sich J. L. Schnell von den Geschäften zur wohlverdienten Altersruhe zurückgezogen hatte, verweilten seine Gedanken gern, während der Stunden, wo ihm nicht eine heftige, immer mehr überhandnehmende Hypochondrie alle Lebenslust raubte, in der Vergangenheit und beschäftigten sich mit der Politik seines Landes, der er, durch seine Familie in mehrfacher Hinsicht damit enge verknüpft, stets reges Interesse entgegenbrachte. Er ist wie die meisten seiner Zeitgenossen bei den Errungenschaften von 1831 stehen geblieben und folgt der Entwicklung der bernischen und schweizerischen Politik mit zornigem Kopfschütteln, und es treibt ihn, der sein ganzes Leben hindurch gern mit der Feder in der Hand dachte, der sogar mitunter einen schüchternen Pegasus bestieg, diese Erinnerungen festzuhalten. Für seine engere Familie, wie er ausdrücklich hervorhebt; aber die Aufzeichnungen, besonders die autobiographischen, erfreuen durch ihre lebendige Anschaulichkeit, durch die Frische der Schilderung so, dass wir eine Mitteilung auch an Fernstehende für berechtigt halten. Der Mann, der sie schrieb, und die Ereignisse, von denen sie erzählen, gehören der Geschichte an, und, wenn sie auch keine neuen Tatsachen, keine bereichernden Aufschlüsse bringen, so bieten sie dafür den Reiz eines unmittelbaren Einblicks in die Biedermeierwelt unserer Vorfahren. Wenn heute deren Möbel, Kleider und Bilder wieder zur Mode gemacht werden, so wollen wir uns auch ihrer tüchtigen, bodenständigen Gesinnung, ihrer tapferen Mannhaftigkeit und ihrer beschaulichen Lebenskunst erinnern; und einen kernigen Typus dieser altbernischen Volksmänner mit glattem, klugem Bauerngesicht, feine Bildung verratendem Ausdruck und steifem, hohem Rockkragen lernen wir aus den schlichten Aufzeichnungen

¹⁾ Zur Orientierung über sein Leben und seine Familie verweise ich auf die Publikationen von Emil Blösch: „Eduard Blösch und dreissig Jahre bernischer Geschichte“ und die Biographien der Schnellen in der „Sammlung bernischer Biographien“.

kennen, die J. L. Schnell an der Schwelle des Greisenalters vor mehr als 50 Jahren seiner Frau und seinen Kindern hinterliess¹⁾).

Mein Lebenslauf.

Das Jahr 1781 ist das Jahr meiner Geburt. Mein Vater, Johann Schnell, war damals Stadtschreiber von Burgdorf, meine Mutter, Rosina geb. Dür, war die Tochter des Land-schreibers Joh. Ludwig Dür von da. Neben seiner Stelle als Stadtschreiber übte mein Vater den Beruf eines Advokaten aus. Sein Vermögen war sehr mäßig, ja gering, seine Stelle und sein Beruf aber verschafften ihm ein reichliches Auskommen und die Mittel, seine drey Söhne sorgfältig zu erziehen. Meine zwey jüngern Brüder Carl, geb. A^o 1787 und Johann, geboren A^o 1792, besuchten zwar mit mir die Schulen unsrer Vaterstadt und waren überhaupt häufig in meiner Gesellschaft, allein die Verschiedenheit des Alters war zu bedeutend, als daß in ernsthaften Dingen ein Austausch der Ideen und Ansichten unter uns hätte Statt finden können, bevor die Erziehung des jüngsten von uns vollendet war.

Meine Knabenjahre verflossen unter Spielen, unterbrochen von den Schulstunden, denn so sah ich es an, und ich glaube fast alle meine kleinen Cameraden. Der Zwang, der mit dem Lernen verbunden war, war mir gewaltig zuwider, im übrigen war die Mehrzahl unserer Lehrer keineswegs geeignet, uns Geschmack am Lernen beyzubringen, und die Methode selbst, wenn man den monotonen Kreislauf der Schulaufgaben so nennen darf, die den Unterricht der Jugend jener Zeit in sich faßten, eben so wenig. Was ich lernte, lernte ich, um mir das Lob und die Zufriedenheit meiner Eltern zu erwerben, es war wenig: Lesen, Schreiben, im Rechnen die vier Species, etwas Geographie und Geschichte und die Elemente der lateinischen Sprache, ohne welche damals von Grammatik keine Rede war. Nachdem ich die Schule verlassen hatte, er-

¹⁾ Die Aufzeichnungen, die zwei Bände loser Bogen füllen, sind gegenwärtig im Besitz einer Enkelin J. L. Schnells, Frau M. Juvet-Heiniger in Burgdorf, der wir für die freundliche Ueberlassung derselben und für die Erlaubnis zum theilweisen Abdruck auch hier unsern herzlichsten Dank aussprechen.

hielt ich Privatunterricht von einem sehr gebildeten Philologen, der bei mir den Trieb zur Erlernung der lateinischen Sprache und zur Bekanntschaft mit der Geschichte der Alten zu wecken wußte. Dieß führte mich zum Lesen überhaupt, ich las viel, aber ungeordnet, deßhalb blieb all mein Wissen, eines vortrefflichen Gedächtnisses und guten Auffassungsgabe ungeachtet, stümperhaft. Im 16. Jahre bezog ich nach damaliger Übung das Welschland, d. h. ich sollte während eines Aufenthalts von 2 Jahren in Yverdon die französische Sprache erlernen, von der man damals in den Schulen von Burgdorf nichts wußte. Da sollte ich nun nichts, durchaus nichts treiben als eben französisch. Allein der Zeitpunkt war dem Zweck meines Aufenthaltes nicht günstig. Die französischen Heere näherten sich unsren Grenzen. Sie waren zum Einfall in unser Vaterland gerüstet, die Unterhandlungen begannen, der Krieg ward erklärt und fast eben so schnell beendet.

Kurz vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten kehrte ich, nach kaum fünfmonatlichem Aufenthalte in Yverdon, nach Haus zurück und erwartete da den Eintritt der mit schwerem Herzen gewärtigten Kathastrophe.

Bis zu diesem Ereignisse war die Ruhe unsres Vaterlandes durch nichts ernstlich gestört worden. Von der Ordnung, die in den innern Angelegenheiten herrschte, und der friedfertigen Behandlung der Geschäfte sowohl im Privatverkehr, als im öffentlichen Leben, macht man sich gar keinen Begriff, es war ein patriarchalisches Stillleben, an das ich oft mit Wehmuth zurückdenke, nun da es unwiderbringlich dahin ist. Man dachte damals gar nicht, daß es anders gehen könnte, als man es gewohnt war. Sie sollen dumm gewesen seyn, unsre Vorfahren, verdummt durch den Druck einer strengen Regierung! so sagen die freyen Geister unsrer Tage. Ich will darüber nicht mit ihnen diskutieren, die wissen alles besser, als andre, und das ist wohl der deutlichste Beweis, daß jene dümmer waren als sie. Mir scheint es, daß in moralischer Hinsicht der Kampf der Meynungen uns im verfloßenen halben Jahrhundert nicht um ein Merkliches vorwärts gebracht habe.

In wissenschaftlicher Beziehung glaubt man die Pedanterie beseitigt zu haben — möglich, aber jedenfalls auf Kosten

der Gründlichkeit. Systeme errichten, abändern, wieder umwerfen wie Kartenhäuser, das waren die Leistungen unsrer modernen Schriftgelehrten und die Proben ihrer Entdummung. In einzelnen Fächern der Wissenschaften und Künste wurden freylich große, unbegreifliche Fortschritte gemacht, aber diese haben wir gewiß nicht den Weltweisen unsres Jahrhunderts und ihren Systemen zu danken.

Was hingegen eine Frucht ihrer Bemühungen ist, das ist die radikale Gleichstellung aller Stände der bürgerlichen Gesellschaft, die sich nach der offen auf der Hand liegenden Absicht unsrer Tagesphilosophen auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse und alle Glieder der Gesellschaft ausdehnen soll — wenn nichts dazwischen kommt. Von Frankreich aus waren wir belehrt worden, daß jede aristokratische Regierungsform der Vernunft widerstrebe und die unveräußerlichen Menschenrechte verletze. Die Vorrechte des Patriciates wurden demzufolge aufgehoben, mit ihnen jeder Standesunterschied. Die Spekulation führte nun zu der Consequenz, daß auch der Unterschied in den Mitteln, sich das Leben behaglich zu machen, mit der Gerechtigkeit nicht verträglich sey. Der ungeheure Reichthum auf der einen, die gänzliche Armuth und Hilflosigkeit, ja die Unmöglichkeit, sich die Existenz zu fristen, die daherige unbedingte Abhängigkeit von fremdem Wohlwollen auf der andern Seite, hatten längst schon in übervölkerten Ländern den Gedanken an eine Peräquation der materiellen Glücksgüter erweckt, und wir andern, obwohl wir noch lange nicht in solcher Lage waren, glaubten in der Civilisation zurückzubleiben, wenn wir nicht einstimmt in die Klagen der Philantropen, die alles verstehen, nur das Wettermachen nicht. Ob bey einem solchen Ausgleichungssystem eine Gesellschaft, die auf der Grundidee des eigenthümlichen Besitzes beruht, überhaupt bestehen könne, und was einem Aufgeben dieser Idee folgen mußte, ja, das liegt außerhalb ihres Gesichtskreises! Doch, ich vergesse, daß ich meine Lebensgeschichte schreiben will, nicht aber eine Abhandlung über Politik.

Was vor der Revolution von A^o 1798 sich zutrug, schwebt mir nur dunkel im Gedächtnis. Diese Ereignisse, obwohl von

der größten Wichtigkeit, lagen uns zu entfernt, als daß ein Knabe sie lange Zeit hätte festhalten können. Meine frühesten Erinnerungen haften noch auf den Erzählungen von Begebenheiten, die ich nicht selbst erlebte. Das Erdbeben von Lissabon, die Ermordung Gustav III. von Schweden, der siebenjährige Krieg, alles dieß verschwand, verdrängt durch die Ereignisse im benachbarten Frankreich, selbst die Befreyung von Nordamerika trat in den Hintergrund.

Die Pensions-Anstalt in Yverdon stand unter der Aufsicht und Leitung einer alten Dame aus einer guten Familie italienischen Ursprungs, die trotz ihrer Eigenschaften, — sie war sehr verständig und gebildet, — doch der Zügelung junger Bursche von 15—17 Jahren nicht gewachsen war. Außer den Unterrichtsstunden, die im Hause selbst statt fanden, waren wir uns selbst überlassen und ergötzten uns mit der Jagd und sonstigen Zerstreuungen, wozu die Gegend herrliche Gelegenheit darbot. Ausser mir waren noch drey Bernerburger in der Anstalt, die, als solche, Jagdfreyheit genossen, und ich lief als Wilderer mit, vermuthlich hielt man mich auch für einen Privilegierten. Brachten wir dann, wie es gewöhnlich war, Beute von der Jagd nach Haus, so wurden wir als wackere Jäger gelobt, und da überhaupt Mme de Felice gerne etwas gutes aß, besonders wenn es gratis in die Küche kam, so wurde die Befriedigung unsrer Jagdlust auf keine Weise gehemmt, und die Annäherung der französischen Heere hatte alle ernsthaften Beschäftigungen eingestellt; wir, d. h. drey von uns, waren halbe und ganze Tage auf dem See, am Ufer, in den Wäldern, Feldern und Wiesen. Wäre meine Neigung zur lateinischen Sprache und der faßliche Unterricht der Frl. de F. im Französischen nicht gewesen, ich hätte während meines Aufenthalts in Yverdon durchaus nichts gelernt, so aber lernte ich wenigstens die Anfangsgründe der letztern Sprache und dachte späterhin das Versäumte da oder anderwärts nachzuholen. Gleichzeitig mit mir befanden sich zu gleichem Zwecke in Yverdon zwey meiner Cousines, Henriette, nachherige Frau Bischoff, und Charlotte, später Frau Fromm, mit denen ich aber geringen Verkehr hatte.

Bald nach meiner Rückkehr nach Hause — unsere Pen-

sion hatte sich aufgelöst — fand der Einmarsch der französischen Heere Statt; von irgend einer Beschäftigung war natürlich unter diesen Umständen keine Rede. Auf dem Kirchhofe war eine Menge Frauen und Kinder, die nach der Ebene von Fraubrunnen hinunter schauten, wo man das Kleingewehrfeuer der Schlußvertheidigung unsrer Truppen ganz deutlich sah und hörte. Was Waffen tragen konnte, eilte zu Hülfe, die einlangenden Nachrichten widersprachen sich, die Sturmglocken ertönten den ganzen Tag. Bald trafen Flüchtige vom Schlachtfeld her hier ein und berichteten den unglücklichen Ausgang des Gefechts. Tags darauf holte man Verwundete ab, das Schulhaus war zu einem Lazarete eingerichtet worden.

Wenige Tage vor diesen Ereignissen hatte mein Vater mich nach Bern beschieden, um ihn nach Haus zu holen. Er befand sich dort, vom hiesigen Magistrate beauftragt, als Stellvertreter der Stadt bey der Deputierten-Versammlung, die, zur Berathung des Landes-Wohls in den gefahrvollen Zuständen, von der Regierung einberufen worden war. Er stimmte gegen den offenbar fruchtlosen Widerstand, wodurch er sich den Unwillen der Regierung, der ihm gleichgültig war, zugleich aber auch den schimpflichen Verdacht geheimer Verbindung mit französischen Agenten und eine daherige Untersuchung zugezogen und seinen Aufenthalt in der Hauptstadt verlängert hatte. Er gieng völlig gerechtfertigt aus dieser Untersuchung, die Veranlassung des Verdachts aber war diese: Ein Herr Strehl von Thun, der hier bey Herrn VennerGrimm auf Besuch war, hatte sich von dem bekannten Mengaud eine Sicherheitskarte für die Stadt Burgdorf zu verschaffen gewußt, sie liegt noch heute im Stadtarchive, mein Vater hatte aber damals nicht die geringste Kenntniß davon, seine Schuldlosigkeit kam auch bald zu Tag, und Herr Schultheiß Steiger, den mein Vater stets in hohem Grade verehrte, gab ihm eine Ehrenerklärung, die sich auf sein ganzes Benehmen als Deputierter von Burgdorf bezog, welche er Zeit Lebens in dankbarem Andenken behielt, denn mein Vater war freysinnig, d. h.: Er schätzte Tugend und Verdienst auch an Andersdenkenden.

Die nächsten Tage darauf brachten uns französische Mi-

litärs. Es war einer der ersten Tage des überaus milden und lieblichen Märzmonats, als fünf Husaren über die Hohengasse ritten, wir standen vor Flückigers Laden an der Sonne. Ich weiß das Gefühl gar nicht zu beschreiben, das ihr Anblick bey mir erregte. Es war bloß Neugierde, die sie aus benachbarten Quartieren hieher geführt hatte. Wenige Tage darauf erhielten wir selbst Einquartierung, bald Offiziere, bald Soldaten, Reiter, Artillerie und Fußvolk. Anfangs wechselten sie häufig, nachher hatten wir oft lange die Gleichen. Besonders lang war der Aufenthalt des Staabes der 14. Halbbrigade nebst 2 Compagnien dieser sogenannten „Schwarzen“. Das Offiziers Corps bestand fast ausschließlich aus jungen Leuten; bey uns lag ein Oberst-Lieut. Lesbrop, ein Mann von kaum 25 Jahren, aus einer adlichen Familie aus Languedoc, wie wir von seinem Knecht, einem alten ehrlichen Jean, erfuhren. Der Comandant hatte zwey Pferde, die ich oft in Jeans Begleit ritt bis mir der Athem vergehen wollte. Der Herr selbst nahm mich mit, wenn er sich mit seinen Kriegskameraden belustigte, ja er nahm mich und meinen ältern Bruder zu sich, als im Laufe des Sommers auf dem Wylerfeld in Bern ein Lustlager gehalten wurde. Wir schliefen in seinem Zelt und speisten mit der Generalität an der gleichen Tafel, Schauenburg kommandierte das Lager, und uns wurde alle Gelegenheit verschafft, die manœuvres zu beaugenscheinigen. Überhaupt war die Zeit des Aufenthalts der französischen Truppen in der Schweiz für mich durchaus keine unangenehme, ich hielt mich an die jungen Leute aller Corps und machte bald mit ihnen Bekanntschaft, nahm Reit- und Fechtlektionen, und da wir selbst ein Pferd im Stall hatten, so ritt ich oft mit ihnen bald hier bald dorthin. Mit einem jungen Menschen — fast in meinem Alter, einem Unteroffizier im Corps der Canaris, Hr. Jourdan, einem Neffen des Generals Jourdan, wurde ich besonders vertraut. Mein Vater ließ mich gewähren, er mochte glauben, ich werde mich in der französischen Sprache üben, und wirklich, ich arbeitete mich in ein so martialisches, mit den beliebtesten Kraftausdrücken durchspicktes Französisch hinein, daß ich die größte Freude daran hatte. In Yverdon hatte ich einen guten Anfang im Billard-Spiel gemacht, die

Krieger der großen Nation hatten in den ersten Zeiten die Taschen voll Geld und setzten keinen Wert in die kleinen Stücke, sie spielten leichtsinnig, ich vorsichtig, daher ich denn niemals nötig hatte, meinen Vater um Subsidien anzugehen, wenn ich mir mit meinen französischen Cameraden einen Jux verschaffen wollte. Dieses Leben zog mich so an, daß nur die bestimmte Weigerung meiner geliebten Eltern mich abhalten konnte, mich der großen Armee anzuschließen, bey der mir auf mein Anliegen eine Fourierstelle zugesichert war, doch unter der Bedingung der Einwilligung meiner Eltern.

Aber eben die Eröffnung meines Wunsches machte diesem Leben ein Ende. Mein Vater, der lebhaften Antheil genommen an der Organisation der helvetischen Regierung, nahm die Stelle eines Bezirksstatthalters von Burgdorf an, und ich ward nolens volens sein Schreiber. Wir hatten bereits die Wohnung in der Canzley verlassen, denn die Stadtschreiber-Stelle paßte nicht zur neuen Gemeinds-Organisation, wir bewohnten nun das sogenannte Waysenhaus, das mein Vater von der Zunft zu Schmiden erkauft hatte, und die Schreib- oder Audienz-Stube ward im Erdgeschoß etabliert. Ich fand mich bald in den Geschäftsgang, was sehr nötig war, denn mein Vater wurde in der ersten Zeit noch in eine Liquidations-Commission gewählt, die Wahl in den obersten Gerichtshof hatte er ausgeschlagen, und die Geschäfte jener Commission erforderten häufig seinen Aufenthalt in Bern, wo ich dann allein Meister war, und oft noch die uneingeweihten National-Agenten, die Unterbeamten des Distriktstatthalters, instruieren mußte; indeß das Ding gieng ohne Anstoß. In dieser Zeit machte ich die erste Bekanntschaft mit dem mir unvergeßlichen Vater Pestalozzi. Er meldete sich um einen Reisepaß. Sein Äußeres empfahl den mir gänzlich unbekannten Mann keineswegs in polizeylicher Hinsicht. Indeß war etwas in der Physiognomie desselben, das mich sogleich für ihn einnahm. Ich nahm ohne ferneres Bedenken die Feder zur Hand, fragte nach Namen und Zunamen, und freute mich der Ehre, diesem Ehrenmanne einen Paß ausfertigen zu können. Im Sommer 1799 zogen wir in das innere Sommerhaus, das mein Vater einige Jahre vorher gekauft und hatte erbauen lassen. Hier

brachte ich die Zeit mit Sekretariats-Arbeiten und Vorbereitungen auf das Studium des Rechts zu, dem ich mich gewidmet hatte. Der Aufenthalt auf dem Lande behagte mir gar sehr, meine müßige Zeit brachte ich im Freyen zu und beschäftigte mich mit naturgeschichtlichen Beobachtungen, zählte Vögel aller Art und vierfüßige Thiere, so viel ich aufbringen konnte, das war ein Leben wie im Paradies. Indeß fühlte ich einen unüberwindlichen Drang nach Selbständigkeit, und da sich mir in einem Bureau der Hauptstadt eine Stelle mit 40 Louisd'or Gehalt eröffnete, so glaubte ich durch die Annahme derselben meinem Ziel näher zu kommen. Mein Vater aber sah es anders an, er hielt mich dringend davon ab, und es gelang ihm um so eher, als er mir Hoffnung machte, in Jahresfrist die Universität beziehen zu können. Das Jahr 1800 verfloß mir, ich weiß nicht wie, es war meist schönes Wetter und ich benutzte es zu kleinen Bergreisen und andern Exkursionen. Um die Politik bekümmerte ich mich wenig. Trotz der Bemühungen der ausgezeichneten Männer, die an der Spitze der Verwaltung standen, Ruhe und Ordnung in die Angelegenheiten zu bringen, herrschte ein unbegreiflicher Wirrwarr. Durch die Revolution von 1798 war das Feudal-System über den Haufen geworfen worden, auf welchem nicht bloß unser Auflagen-System, sondern auch die Gemeinde-Ordnungen und die Benutzungs-Verhältnisse des Grundeigenthums beruheten; das Eigenthum, vertragsmäßige Rechte und Verbindlichkeiten wurden überhaupt hin und wieder in Frage gestellt. Die Schulden sind bezahlt, hörte man in gewissen Schichten der Bevölkerung.

Die Regierung war bald da, bald dort, in Aarau, in Luzern und in Bern, immer im Streit mit sich selbst, Kompetenz-Conflikte, Intriguen und Cabalen, Sesselkrieg und Expulsion. Im Lande Unzufriedenheit über die ungewohnten Abgaben, der Freyheit zum Trotz keine Gleichheit, immer noch Gläubiger und Schuldner. So verfloß auch das Jahr 1801. Die Unzufriedenheit nahm von Tag zu Tag zu. Die Behörden wußten sich nicht zu rathen und nicht zu helfen. Das Jahr 1802 brachte allerhand verdächtige Erscheinungen mit sich. Es war auffallend, daß die helvetische Regierung, in sich zerfal-

len, im Volke keine Stütze fand, beunruhigende Gerüchte aller Art verbreiteten sich, mich hinderten sie indeß nicht, mich auf den Eintritt in die Hochschule vorzubereiten, die ich im Spätjahr beziehen sollte; nach langem Zögern, dessen Ursache in der kritischen Lage unseres Vaterlandes lag, hatte mein Vater endlich seine Einwilligung dazu ertheilt. Der September rückte heran, ich war zur Abreise gerüstet; jetzt aber war auch die lange gefürchtete Gegen-Revolution, der sogenannte Steckli-Krieg, vor der Thüre. Ein denkwürdiges Ereigniß, in dem der deutlichste Beweis lag, wie unhaltbar ein Staatsgebäude ist, das auf schlecht konstruierte Unterlagen gebaut ist.

Ich begab mich an einem schönen Herbstmorgen in Begleit eines Freundes, Rugendas von Augsburg, nach Bern, um einen Paß nach Tübingen zu erwirken. In Bern traf ich alles in größter Unruhe an, man sagte, die Regierung rüste sich zur Abreise, der Aufstand sey organisiert, man sey in Unterhandlungen über eine Capitulation; von Vertheidigungs-Anstalten gewährte ich wenig oder nichts, als ich aber, zur Heimreise bereit, bey meinem frühern Kostherrn, Herrn Pfarrer Wyß, Abschied nahm, traf ich ihn in seiner Wohnung an der Herrengasse in gewohntem Phlegma, die Jagdbrille zwischen den Zähnen unter dem Fenster stehend, an, aufmerksam hinausschauend. Wie ich eintrat, fiel ein Kanonenschuß, ich glaubte früher schon einige gehört zu haben. Dieser Schuß aber warf ein Kamin von einem Hause an der Keßlergasse hinunter. Von Herrn Wyß begab ich mich zu meinem Vetter Samuel [Schnell], Mitglied des obersten Gerichtshofes, der mir ankündigte, ich könne den Augenblick die Stadt nicht verlassen, die Capitulation sey zwar abgeschlossen aber noch nicht unterzeichnet, die Regierung habe eingepackt und werde vor Abend noch nach dem Waadtlande abziehen. Die Truppen des Aufstandes werden einmarschieren, die helvetischen Bataillone haben Contreordre erhalten. Ich ging mit Rugendas gegen dem untern Thor. Am Stalden sahen wir noch die Leiche eines Soldaten, und es fielen noch einzelne Schüsse bey dem Thor, wovon einer, wie wir nachher vernahmen, den Herrn von Werth von Toffen tötete, dem späterhin an der Stelle, wo er gefallen, ein Denkmal errichtet wurde. Beym Thore ange-

langt, fanden wir die Communication noch nicht frey, durch Vermittlung eines Bekannten aber, des Herrn Wurstemberger von Wittikofen, erhielt ich die Erlaubniß, nebst meinem Freund die Stadt zu verlassen. Wir traten den Heimweg bey anbrechender Nacht an; man warnte uns vor der großen Straße, auf der die Truppen des Aufstands erwartet wurden. Einige Burgdorfer, die vor dem Thore standen, ausgeschlossen von der Stadt, begaben sich ebenfalls gegen Haus, und zwar über Krauchthal; für uns beide aber war die Warnung gerade ein Reiz, die Heerstraße einzuschlagen. Kaum auf dem Breitfeld angekommen, wälzte sich uns ein verworrener Menschen-Knäuel entgegen, eine wahre Landsturm-Karikatur, nur theilweise und schlecht bewaffnet, statt der Tornister mit Säcken und Säcklein von allen Farben und Formen versehen, an ihrer Spitze zu Pferd der Herr General von Erlach, unser gewesener Landvogt. Es war schwierig, sich zwischen diesem ungeordneten Gesindel durchzuarbeiten, und noch hatten wir nur wenige Schritte vorwärts gemacht, als einer dieser Krieger mir den Pfeifenstummel, aus dem ich rauchte, aus den Zähnen riß und einsteckte. Ich hätte mich an ihren Führer wenden können, der mich kannte, allein ich hätte es nicht über mich bringen können, ich begnügte mich, dem Kerl meine Meynung zu sagen, was er geduldig hinnahm. Bevor wir Hindelbank erreichten, stießen wir auf zwei Bataillone helvetischer Truppen von kriegerischem Aussehen, mit etwas Artillerie. Sie hatten, wie es scheint, die Contreordre nicht erhalten und fragten uns nach dem Stand der Dinge. Als wir ihnen Auskunft ertheilt hatten, fluchten sie ganz martialisch und drohten, Bern anzuzünden u. dgl. Es war ein sehr beschwerlicher Marsch für uns zwei Wanderer, nachts zwischen den beiden Reihen durch, neben dem sich wenig um uns bekümmernenden Train vorbey, wir wurden ganz sturm und dankten Gott, als endlich der Zug ein Ende nahm. Dann machten wir unsre Bemerkungen und waren einverstanden, daß bey einem allfälligen Zusammentreffen der beiden Corps, durch die wir passiert, unser Pfeifendieb und seine Cameraden samt ihrem General arg in die Pfanne gehauen würden. Bey Hause angelangt, mußten wir unsre Abenteuer erzählen. Die darauf fol-

genden Tage wurden auf Vorbereitungen zu meiner Abreise nach Tübingen verwendet.

An einem unfreundlichen Herbst-Abende begleitete mich mein Vater in seinem Phaeton nach Alchenflüh — es fuhr damals noch keine Post über Burgdorf. Ein alter Rumpelkasten mit hohem Bock nach damaliger Mode war zu meiner Aufnahme bereit, nebst mir war noch ein zweyter Passagier von Burgdorf angekommen, ein württembergischer Pädagoge, Namens Eisenbeis, der das Pestalozzische Institut verlassen hatte und nach Stuttgart zurückkehrte. Die Kutsche war zu 5 Plätzen berechnet, von denen der letzte auf dem Bock, neben dem Postillon war. Die Nacht hindurch war dieß eben kein angenehmer Platz, zudem er nicht geschirmt war. Herr Eisenbeis und ich, als die letzten, theilten uns so ein, daß ich vor, er nach Mitternacht den hohen Bock besteigen sollte. Wir mußten durch das Emmenbett fahren, weil nach dem Durchmarsch der Insurgenten die Brücke über die Emme abgebrochen worden war, um den helvetischen Truppen den Weg abzuschneiden, eine lächerliche Taktik! Nachdem ich von meinem Vater Abschied genommen, ward die Reise angetreten. So lang ich neben dem Postillon auf dem Bock saß, hatte ich Zeit meine Einbildungskraft an den Nebelbildern der Zukunft zu weiden. Doch nach einiger Zeit rauschte ein kalter Regen durch das Land, der mich unangenehm zerstreute, ich fror. Endlich rückte die Mitternacht heran. In Aarburg ward Halt gemacht, ich war durchnäßt, nicht bloß vom frey herabfallenden Regen, sondern mehr noch von den getränkten Zweigen der längs der Straße tief herunter hängenden Bäume, die mir fortwährend in das Gesicht schlugen, und den aufgefangenen Regen über meinen Leichnam ergossen.

Bey Tische machte ich dann Bekanntschaft mit den andern Reisenden. Sie waren, nebst Eisenbeis, Herr Kocher, Professor in Bern, Strohmeyer aus Hannover und ein Frauenzimmer. Herr Kocher reiste nach Konstanz, um seinen Schwager, Herrn Jakob von Wagner, aus dem Exil in die nun von der helvetischen Regierung befreyte Vaterstadt abzuholen. Strohmeyer kehrte von einer Reise durch Frankreich, Italien und die Schweiz nach Haus zurück, die Dame und ihre Pro-

jekte blieben mir unbekannt. Des folgenden Tages kamen wir auf Zürich. Eisenbeis hatte eine Empfehlung an einen Herrn Professor Fäs, den er besuchte, ich begleitete ihn, er führte uns in der Stadt und Umgebung herum und zeigte uns die Verwüstungen der kurz vorher statt gehabten Belagerung. In Schaffhausen schloß ich mich an Strohmeier, der dort einen Universitätsfreund, von Stockar, besuchte, mit ihnen durchwanderte ich die Stadt und Umgegend und besah den Rheinfall. Tags darauf setzten wir die Reise fort auf Duttlingen, der Posthalter war früher auf der Post in Bern angestellt, der sich mit lebhafter Freude an seinen dortigen Aufenthalt erinnerte, auch traf ich zufällig im Posthause einen Anverwandten des in der großen Apotheke in Burgdorf in Condition stehenden Apothekers Mögenhard an, dem ich einige ihn interessierende Nachrichten geben konnte. Erst am fünften Tag nach meiner Abreise von Burgdorf langte ich in Tübingen an und nahm Besitz von einem engen finstern Stübchen, das in früheren Jahren mein Vetter, Professor Samuel Schnell, bewohnt hatte.

Der Hausherr war der Rathsmann Groß, Polizeydirektor der Stadt, sonst seines Zeichens ein Perrüquenmacher. Das Haus stand in der Münzgasse gegenüber dem Universitäts-Gebäude. Es wohnten in demselben nebst mir der Juris Stud. Carl Bertschinger aus Lenzburg, mein lieber alter Freund, jetzt Präsident des Bez.-Gerichts Lenzburg, Carl Freudenreich aus Bern, Stud. jur., Binder, theol. stud. aus Kolmar und der unmittelbare Reichsfreyherr von Tessin, Herr zu Kirchberg, etc., der in T. bedeutende Stipendien verzehrte und da verzehren mußte, der übrigens einen bedeutenden Theil seiner Zeit bey seinem Vater in dem nur eine Stunde entlegenen Edelsitz Kirchberg verlebte. Der Hausherr und seine Ekehälfte waren gutmüthige schwäbische Bürgersleute, er ein wenig Großsprecher und Bramarbas und eitel auf seine Ehrenstellen. Seinen Beruf hatte er eine Zeitlang als Perrüquenmachergeselle in Luzern ausgeübt und erzählte gerne von seinem dortigen Aufenthalt, wobey er allerley Anekdoten aus dem eigenen Leben und Wirken einflocht, wo er denn dem Mangel an Wahrscheinlichkeit durch herzhafte Betheuerungen nachhalf,

da ich keine Zweifel darüber äußerte, ihm oft noch, wo es anging, in der Bestätigung der Wahrheit zu Hülfe kam. Während die übrigen akademischen Hausgenossen, die anbey nicht so andächtig zuhörten, wie ich, ihn nicht selten foppten, so war ich sein Liebling, auch Frau und Kind, der Geselle und die Mägde legten eine Zuneigung zu mir an den Tag, die mich mehr als einmal in Verlegenheit setzte. So brachte mir eines Morgens, ich glaub' es war am Neujahrstag, der Geselle Friedrich, ein Stuttgarter Bürgerskind, ein Stück Schwaben-Confekt, „Hutzljbrod“ genannt, zum Geschenk, es geschah dies in Gegenwart mehrerer Studenten. Die strenge Burschen-Ehre hätte nun erfordert, daß ich den guten Menschen mit seinem Geschenk durch einen schlechten Witz oder eine derbe Grobheit abgeführt hätte, allein auf die Gefahr, von meinen Spießgesellen darüber aufgezo-gen zu werden, was blutige Folgen hätte haben können, nahm ich das Hutzljbrod mit freundlichem Danke an.

Ein andermal hatte ich Anordnungen getroffen, um Morgens in aller Frühe nach Echterdingen zu reiten, woselbst einige Paukereyen statt finden sollten. Da die Verabredungen auf meinem Zimmer verhandelt wurden, hatte mein Hausherr Wind davon bekommen, er hatte deshalb dafür gesorgt, daß zur Zeit der Abreise der Schlüssel zur Hausthüre sich nirgends vorfand, und da ich endlich ungeduldig polterte und die Öffnung der Thüre verlangte, trat mein Herr Groß aus seinem Zimmer hervor und bat mich um Gottes Willen, zu Hause zu bleiben, wovon natürlich keine Rede seyn konnte.

Unmittelbar nach meiner Ankunft in T. begrüßte ich meine Landsleute Bertschinger und Freudenreich; ein dritter, der noch im Hause wohnte, Bernhard Tillmann, theol. Stud. und vormals Officier im Schweizer Regiment Roverea, war eben in der Vacanz.

Freudenreich schlug mir vor, des folgenden Tags mit ihm auf Stuttgart und Ludwigsburg zu reiten, was ich nicht ausschlagen zu dürfen glaubte. Wir ritten demnach morgens früh ab, aßen in Stuttgart zu Mittag und kamen Abends in Ludwigsburg an. Wir waren noch gar nicht lange da, als ein Herr in aristokratischer Haltung in den Speisesaal trat und

ohne lang zu grüßen den neuen Freund Freudenreich, mit dem ich kaum noch Schmollis getrunken hatte, in französischer Sprache etwas barsch anredete, und ihn trocken einlud, mit ihm nach Tübingen zurückzukehren. Freudenreich machte keine Umstände, um mich bekümmerte sich weiter niemand, ich entschloß mich deßhalb, in Ludwigsburg zu übernachten und des folgenden Morgens wieder dem Musensitze zuzueilen. Bey meiner Rückkehr vernahm ich dann, Freudenreich sey mit Schulden überhäuft gewesen; nachdem sein Vater, alt Landvogt F. von St. Johannsen, ihn schon mehrmals flott gemacht, habe er endlich gut gefunden, „den Herrn mit dem langen Stock und goldenen Knopf“—einen Emigranten, der schon die frühern Liquidationen besorgt hatte, von daher dann den Studenten bekannt war — nochmals nach Tübingen zu senden und das liederliche Söhnlein auszulösen und nach Haus zu begleiten. Bey meiner Heimkunft war er bereits von T. abgereist. Später trat er in Kriegsdienste, machte die spanischen Feldzüge mit und starb in einer bekannten Schlacht an einer Kugel.

Ich hatte mehrere Empfehlungs-Schreiben an Professoren, die ich übergab und bey dem Anlaße über Pestalozzis Anstalt und Wirken Bericht erstatten sollte, denn von ihm und fast nur von ihm ward in der Gelehrten-Welt gesprochen. Zwar war ich in Burgdorf sehr häufig in Pestalozzis Gesellschaft, ich liebte ihn und achtete ihn hoch, auch unterhielt er mich oft von seiner Methode, ich kannte sie und ihre Grundlage im Allgemeinen, allein das genügte lange nicht zur Befriedigung der Wißbegierde der Herren Professoren.

Die Vacanz gieng zu Ende. Die Vorlesungen nahmen ihren Anfang. Ich hatte mir vorgenommen, in der kurzen Frist von 2 $\frac{1}{2}$ Jahren, die für meine Studien festgesetzt war, mich an die *Grundsätze* des gemeinen Rechts zu halten, zu dem Ende denn mir ein Schema zu entwerfen, das ich später durch Privatstudien mittelst Nachholung der speziellen Materien ausfüllen könnte. Ich besuchte nur 3 Vorlesungen täglich, studierte aber fleißig, besonders Morgens früh und Abends. Mein Koffer langte erst mehrere Wochen nach meiner Ankunft an, damals konnte man seine Habseligkeiten

nicht auf der Post mitnehmen. Der Winter nahete heran, ich hatte keine warmen Kleider und das Geld war ausgegangen. Vom bequemen Pumpen wußte ich noch nichts. Tillmann gab mir Anleitung, ich kaufte mir warme Beinkleider. Endlich langte der Koffer an, der wegen der unruhigen Zeitumstände zurückgeblieben war, auch ein Wechsel kam und ein Brief mit der Nachricht, daß mein Vater an dem Abende, an dem er mich nach Alchenflühe begleitet, nebst meinem ältern Bruder von den Insurgenten gefangen genommen, indeß bald wieder freigelassen worden seyen.

Es war mein Vorsatz, mich so viel möglich fern zu halten von dem Burschen-Verkehr, allein meine Lust an Leibesübungen aller Art, die von meinen Eltern niemals unterdrückt wurde, die Gelegenheit mich im Reiten und Fechten zu perfectionieren, vereitelten bald diesen Vorsatz; Kraft und Gewandtheit erwarben mir bald einiges Ansehen unter meinen Genossen, das später durch Entschlossenheit, Verwegenheit, die oft in Tollkühnheit ausartete, gesteigert wurde. Die ausgezeichnetesten Studenten in jeder Richtung, die ersten Schläger, wie die durch Bildung und Kenntnisse hervorragenden, schlossen sich mir an. Von meinen vertrautesten Freunden bekleideten in spätern Zeiten mehrere hohe Stellen im Civil und Militair, ich nenne von diesen nur zwey, den badischen Geheimen Rath Carl Fr. Nebenius¹⁾ und den bekannten Orientalisten Chr. Martin Frähn²⁾ aus Rostock, der im Jahre 1851 in Petersburg starb. — Unter meinen Landsleuten war ich ebenfalls geachtet und geliebt, es befanden sich deren von sehr verschiedenen charakteristischen Eigenschaften, ich erinnere mich noch an folgende Namen: T. Locher, Mediziner; Rohrer, Mediziner; Sury; T. Schneider; Schnell, Beat; Maret, Abraham, mit dem ich noch jetzt in freundschaftlicher Verbindung bin, Fehr-v. Werth, T. Großenbacher, Pagan, Vögtlj, Kopp, Fischer von Bern, Walser von Solothurn, Fetaz, Roux, Dufour, Laharpe, Secretan aus der Waadt, Bernhard Tillmann, dessen ich früher erwähnt, starb um das Neujahr 1803 an einem hitzigen Fieber, er war eben im Begriff auszutreten und

¹⁾ Nebenius. 29. Sept. 1785—8. Juni 1857. S. allg. Dt. Biogr. 23, S. 351 ff.

²⁾ Frähn. 4. Juni 1782—28. Aug. 1851. Vgl. allg. Dt. Biogr. 48, S. 678 ff.

Dienst zu nehmen in der württembergischen Cavallerie. Nicht nur ward ich meinem Vorsatze zuwider in das Burschenleben hineingezogen, ich ließ mich sogar gegen alle Warnungen in einen geheimen Orden aufnehmen, was mir allerley Verdrießlichkeiten zuzog und mich mit meinen liebsten Freunden entzweyte, wenigstens von ihnen entfernte. In dieser Verbindung gelangte ich zu der Überzeugung, daß eine weit verbreitete Conspiration darauf umgehe, Europa umzugestalten und auf eigene Faust eine Republik zu gründen. Verschiedene auf Universitäten gestiftete Orden, unter anderen der Constantisten Orden, dem ich angehörte, sollten als Werkzeug dienen, weshalb sie auch über die Universitätszeit hinaus fortdauern sollten. Als wir in Tübingen entdeckten, welche Rolle uns zugeschrieben war, sagten wir uns förmlich los von denen, die uns solche Zumuthungen machten. Das 4. Semester war zu Ende. Eine Unzahl Paukereyen, von denen ich mich Ehrenhalb nicht los machen konnte, waren auf die Vacanz angesetzt worden, ich hielt es deshalb für rathsam, meine Abreise unmittelbar darauf in das Werk zu setzen, da jene Geschichten möglicher Weise einen schlimmen Ausgang nehmen konnten. Ich verließ Tübingen mit guten Zeugnissen versehen, geschätzt von meinen Freunden, in gutem Vernehmen mit allen Bürgern der Universität und der Stadt, mit mehreren Familien befreundet und in den Häusern der Professoren und anderer Honoratioren, die ich indeß nicht zudringlich aufsuchte, gut aufgenommen; von den Tollheiten des Burschenlebens war ich keineswegs frey geblieben, und wenn ich keine Folgen unkluger Streiche zu bereuen hatte, so hatte ich dafür der Vorsehung zu danken, die mich davor bewahrt hat.

Während meines Aufenthaltes in Tübingen hatte ich einige Vacanzreisen gemacht, unter andrem im Herbst 1804 ins Elsaß. Dort, in Straßburg, traf ich zufällig an der table d'hôte zwey Dänen, die, wie ich aus ihrer Conversation erfuhr, soeben aus der Schweiz kamen, wo sie einige Zeit im Pestalozzischen Institut zugebracht hatten. Sie kannten die Meinigen, sie kannten alles in Burgdorf, wir unterhielten uns traulich wie alte Bekannte und brachten einige vergnügte Tage mit einander zu. Der eine hieß Ström, der andere Tor-

litz. Der Letztere gab später eine Beschreibung ihrer Reise im Druck heraus, in der er unsres Zusammentreffens Erwähnung that, sie befindet sich auf der Bibliothek in Burgdorf¹⁾.

Die Heimreise von Tübingen auf Burgdorf war nichts weniger als angenehm, obgleich mein lieber Frähn sich leichtsinniger Weise entschlossen hatte, mich zu begleiten. Postverwalter Wülfig reiste mit einer Anzahl Pferde auf Spekulation nach der Schweiz, er both uns an, Platz zu nehmen auf zwey dieser Thiere, weil er dadurch von der Ausfuhrgebühr für dieselben befreyt war; allein der Herr Speculant versuchte überdieß auch noch durch Vermeidung einiger Zollstätten die Kosten der Ausfuhr zu verringern. So z. B. ritten wir irgendwo, ich könnte nicht mehr sagen wo es war, durch die Donau und geriethen aus Unvorsichtigkeit an eine gefährliche Stelle des Stromes, im gleichen Augenblick glaubte sich Wülfig entdeckt, nicht ohne große Gefahr konnten wir endlich ans Ufer gelangen, wo in größter Eile die gekoppelten Pferde wieder in Ordnung gebracht wurden, und dann im gestreckten Galopp über Stock und Stein davon, so daß Frähn, des Reitens wenig gewohnt, sich kaum halten konnte. Unter beständigem Regen und Schnee gelangten wir am 3. Tag nach Zürich, ich litt die ganze Zeit an Zahnschmerz. Da auf der letzten Station das Wetter sich etwas aufgeheitert hatte, band Wülfig seinen Mantel an den Sattel meines Pferdes, und da ich mein Taschentuch immer vor dem Mund hielt, fiel der Mantel hinunter, ohne daß ich's bemerkte; er ward nicht wieder gefunden, und Wülfig, der Schuft, verlangte von mir den Ersatz des Schadens, und ich, um die Verzögerung der Reise und den Skandal eines Prozesses, mit dem er mir drohte — in Tübingen würde er mir nicht gedroht haben — zu vermeiden, ließ mich prellen und fand mich mit ihm ab.

Von Zürich war unser Projekt zu Fuß zu reisen, allein das Wetter, mein Zahnschmerz und die gänzliche Entwöhnung vom Gebrauch der Füße bewogen uns schon in Niederbaden, ein Fuhrwerk zu miethen. Wir langten an einem heitern

¹⁾ Torlitz, J. H. A. Reise in der Schweiz 1803, veranlasst durch Pestalozzi und dessen Lehrerschaft. Kopenhagen 1809. Die erwähnte Stelle findet sich S. 314 f.

Abend in Burgdorf an. Hier sah Frähn zum ersten Mal die Schneegebirge, die er steif und fest für Wolken hielt.

Meine Eltern empfingen uns freundlich und herzlich. Frähn blieb etwa drey Monate bey mir; er suchte eine Stelle als Hauslehrer, und da sich keine annehmbare fand, besuchte er das Pestalozzische Institut. Nachher kam er als Hauslehrer zu Herrn de Mestral nach St. Saphorin, dort erhielt er einen Ruf als Professor der orientalischen Sprachen nach Kasan.

Nachdem ich mich etwa ein halbes Jahr im väterlichen Hause — im lieben Sommerhause — aufgehalten, trat ich in Bern in das Bureau meines Veters, des Professors und Fürsprechers Samuel Schnell, um mich auf das Examen vorzubereiten. In dieser Zeit wurde mir ein Brevet als Lieutenant im Artillerie - Regiment angeboten. Meine Freunde und Oberst-Lt. Koch hatten sich für mich interessiert, und da ich auf alle Fälle Milizpflichtig war, nahm ich es gerne an, ich mußte aber sogleich in Garnison eintreten, die durch ein Feldlager beendet wurde. Bey meinem Vetter hatte ich die beste Gelegenheit, mich in der Rechtspraxis zu üben. Im Jahre 1806 hatte ich das Alter erreicht, mich zum Examen zu melden, es war gerade eine Stelle frey, ich concurrierte mit meinem Freund Scheidegg, Dr. Juris von Thun; der Rapport über die Prüfung räumte keinem von uns einen Vorzug vor dem andern ein, war aber für beide sehr günstig, er war etwas weniger älter und auf dem Punkt, sich zu verhelichen, sein Vater war nicht als Anwalt patentiert, wohl aber der Meinige, unter dessen Firma ich praticieren konnte; dieß waren die Gründe, die mir die Glieder des Appellation-Gerichts angaben, um mich zu trösten, daß Herr Scheidegg das Patent erhielt und ich auf eine neue Vacanz warten mußte, denn dazumal war die Zahl der Anwälte festgestellt. Wenige Monate nachher ergab sich eine Vacanz und ich erhielt das Patent. Mir lag nun daran, zu versuchen, ob ich mich, selbst neben meinem Vater mit dem Erwerb meiner Praxis in eine selbständige Lage empor-schwingen könne? Ich sprach mit meinem Vater darüber, er war es zufrieden, ich sollte vor der Hand bey ihm die Kost nehmen, ich miethete eine Schreibstube mit Schlafkabinet, nahm einen famulus und nun vogue la galère!

Die Sache ließ sich gut an, es kamen mir Geschäfte zu, ich führte sie mit Eifer und gutem Erfolge, sie mehrten sich, ich war bald im Falle, meinem Vater ein zwar sehr mäßiges Kostgeld zu bezahlen, besonders da ich auch meinem Großvater, Hrn. Amtsschreiber Dür, einige Geschäfte abnahm und dafür honoriert wurde. Im Jahre 1809 trat aber eine Unterbrechung ein, indem ich für eine Dauer von 4 Monaten in Garnison beordert wurde, der ein Feldlager folgte; und ein Zug an die Grenzen, um eine Artillerie-Division abzulösen, stand bevor. Er unterblieb aber, weil eine baldige Auflösung des Bedeckungs-Cordons in Aussicht war, und auch kurze Zeit nachher erfolgte. Die Division war bereits abmarschiert, auf dem Breitfeld erreichte uns die Contreordre. Mir konnte dies nur recht seyn, denn unsre Compagnie, bestehend aus Arbeitern der Stadt Bern, zeichnete sich keineswegs durch gute Disziplin aus, der Hauptmann, Kopp, war ein Sechziger, übrigens dem Trunk ergeben; auf mich, als Oberlieutenant, fiel demnach die ganze Last der Verantwortlichkeit, was mir auch vom Kriegsrath aus verdeutet wurde.

Unmittelbar nach meinem Eintritt ins praktische Leben — ich war zu gleicher Zeit in die Magistratur meiner Vaterstadt gewählt worden — rückte mein Vater mit dem Wunsche heraus, daß ich mich bald verehelichen möchte; ich hatte nichts dawider. Inklinat ion hatte ich keine, und da mein Vater mir die Bekanntschaft mit der Tochter eines seiner Freunde, eines artigen Mädchens von kaum 16 Jahren verschaffte, gab ich bald meine Einwilligung und machte zu Einleitung meiner Bewerbung eine Reise auf Thun, dem Wohnort meiner Auserkohnen, in deren Wohnung ich mein Nachtquartier nahm. Des folgenden Morgens spazierte ich mit dem Vater den Scherzligweg hinauf; als wir neben der Insel vorbegingen, machte mich Herr K. aufmerksam auf die Besetzung unsres neu erwählten Oberamtmanns¹⁾, der ein sehr rechtschaffener Mann, aber ein wüthender Aristokrat sey. Ich nahm wenig Notiz davon. Im Herbst des gleichen Jahres zog derselbe aufs Amt, wo ich dann Gelegenheit genug hatte, seine Bekanntschaft zu machen. Mehr noch als er interes-

• 1) Oberamtmann Niklaus Samuel Rudolf Gatschet von Bern.

sierte mich seine Tochter, zu der mich bald eine unwiderstehliche Neigung hinzog, die sie nicht zurückstieß und endlich innig erwiderte. Es ist dieß meine theure Gattin, das Glück meines Lebens, mein guter Engel, mit der ich nun vierzig Jahre in beneidenswerter Verbindung lebe. Wenn ich unsre Ehe eine beneidenswerte, eine beglückende nenne, so will ich damit keineswegs sagen, daß es eine durch nichts getrübe gewesen seye, o nein! harte, sehr harte Schläge haben uns oft getroffen und tief gebeugt; vier Kinder, von acht, starben uns, zum Theil im Alter der Kindheit, ihr Verlust schmerzte uns tief; als aber der Allgütige unsre jüngste Tochter, als heranblühende Jungfrau, und kurz darauf die älteste, eine glückliche Gattin und Mutter dreier Söhne, im besten Alter und vollkommener Gesundheit zu sich rief ¹⁾ und der untröstliche Gatte Trost bey uns suchte, da fühlten wir, daß ein mächtiges Band zerrissen war, das uns an das irdische Daseyn knüpfte. Von diesen Schlägen des Schicksals konnte ich mich nicht mehr aufrichten, meine Lebenslust, mein heiterer Sinn war von mir gewichen. Nein, nicht ungetrübt verfloß die Zeit unsrer Verbindung, aber sie war eine glückliche, beneidenswerte, weil wir beide in nie gestörter Eintracht Lieb und Leid, heitere und trübe Tage, Sorgen und Kummer, kurz alle Wechselfälle des Lebens, uns gegenseitig tröstend, aufrichtend und erleichternd, trugen, in der Sorgfalt für das Fortkommen und Gedeihen unsrer Kinder übereinstimmend, mit gleicher Liebe für jedes von ihnen handelten, und niemals die Sonne untergehen ließen über einem leichten Mißverständniß (wie deren gewiß in jeder Ehe vorkommen); ohne der zärtlichsten Liebe den mindesten Abbruch zu thun, giengen sie vorüber, diese Mißverständnisse. Wir lebten zufrieden, weil jedes von uns sein Glück in dem Glück des andern suchte, weil jedes von uns innig fühlte, daß unsre gegenseitige Liebe unser höchstes und heiligstes Gut sey, weil wir unsre Kinder liebten und sie uns ihre Liebe und Anhänglichkeit bewiesen, weil Neid, Haß, Zorn und Rachgier unsre Gemüther nicht befleckte, und wir allen, je nachdem sie uns näher oder ferner standen, das

¹⁾ Elisabeth, seit 1832 die Gattin des Landammanns Eduard Blösch, starb 1841.

Gute gönnten, das ihnen bescheert war, und mit ihnen trauerten, wenn sie von Trübsal heimgesucht wurden.

Ich habe meiner ehelichen Verhältnisse hier Erwähnung gethan, ich werde es vermeiden, später darauf zurückzukommen, da das Andenken an die Trauerfälle, die meine Gattin und mich betroffen, mich stets allzusehr erschüttert, wenn ich es nicht in meiner Brust verschließen kann.

Mit meinen Schwiegereltern lebte ich stets in gutem Vernehmen, bis im Jahr 1830 die politischen Ereignisse uns entzweyten.

Ich kehre nun wieder auf das Jahr 1809 zurück. Mein Oncle, Hr. Pfarrer Schnell von Heimiswyl war bereits im Jahr vorher gestorben, nun traf der Tod auch meinen Großvater, Landschreiber Dür. Nach der Erledigung seiner Stelle zeigte sich unter den Bewerbern auch mein Vater, allein politische Rücksichten bewogen die Regierung, einem gewissen Neuenschwander, einem Helfershelfer beyr Insurrektion von 1802, den Vorzug zu geben, der, nachdem er 9 Monate die wichtige Stelle auf die gewissenloseste Weise versehen, d.h. die Einkünfte ausgebeutet hatte, sich mit Hinterlassung von Schulden aus dem Staube machte. Die Stelle ward neuerdings ausgeschrieben, mein Vater wollte sich nicht noch einmal einer Zurücksetzung bloßgeben, er ermunterte aber mich, in die Reihe der Aspiranten zu treten, und auch Herr Oberamtmann Gatschet bot mir seine Verwendung an; obgleich ich überzeugt bin, daß er meine Neigung zu seiner Tochter damals nicht kannte, baute ich doch einige Hoffnung auf diesen Beweis seines Wohlwollens; dieß und der Wunsch meines Vaters bewogen mich zur Anmeldung. Ich machte meine Besuche, bekam gute Worte und ward den 2. Februar 1810 zum Amtschreiber von Burgdorf erwählt. Die Freude meiner Eltern war groß, die meinige sehr lau, denn nur ungern verließ ich die Rechtspraxis, die mir ein freyeres, angenehmeres Leben verheißen hatte, und in der mein Credit bereits in erfreulichem Maaße gestiegen war. Eine lebenslängliche Stelle mit einem ansehnlichen Einkommen, nicht ohne Einfluß und Bedeutung war indeß nicht zu verachten. Ich gab mir alle Mühe, mir die Zufriedenheit meiner Obern, namentlich des Herrn Oberamts-

mann Gatschet zu erwerben, es war dieß meine Pflicht einerseits und beförderte, wie ich hoffte, andererseits meinen innigsten Wunsch, die Verbindung mit seiner Tochter, und endlich wollte ich seine Verwendung für mich bey der Regierung nicht zu Schanden werden lassen. Ich erreichte das Ziel meines Strebens, ich besitze manchen ehrenvollen Beweis der Zufriedenheit meiner Obern vom Momente des Antritts meiner Stelle — 2. Febr. 1810 bis zum Austritt aus derselben, 31 Juny 1828. Nur meine Demissions-Erklärung zog mir einen Vorwurf zu, ich werde später darauf kommen. Im Jahre 1812 fand das glücklichste Ereignis meines Lebens statt, die Vereinigung mit meiner Geliebten. Meine Eltern räumten mir die Wohnung im Sommerhaus ein, sie waren früher schon in die Stadt gezogen und bewohnten die Apotheke, die mein Vater für meinen jüngern Bruder erkaufte und neu aufgebaut hatte; ich bewohnte dieses angenehme Gütchen zehn Jahre lang. Daß ich während dieser Zeit den Weg vom Sommerhaus ins Schloß Burgdorf — eine starke Viertelstunde — zwey Mal täglich hin und her machen mußte, war für mich keine Beschwerde, ich war gesund, stark, frisch und muthig zur Arbeit und erfreute mich an dem guten Erfolge. Ich besorgte die Geschäfte des Oberamtsmanns, die Audienzstube in allen Theilen und die auswärtigen Geschäfte der Schreibstube, die Reisen machte ich fast ohne Ausnahme zu Fuß, obgleich ich immer ein Pferd hielt. Mein älterer Bruder hatte die Leitung des Bureau übernommen und verwaltete die mit dem Secretariate verbundene Amtsschaffnerey, das Notariat und die Comptabilität.

Im Jahre 1813 lief die Amtsdauer des Herrn Gatschet zu Ende, der bald darauf in den Kleinen Rath und zum Präsidenten des obersten Appellations-Gerichts gewählt wurde. An seine Stelle trat Herr Friedr. Freudenreich, Sohn des Herrn Schultheiß der Republik Bern; die Persönlichkeit dieses jungen Mannes war mir sehr angenehm, er war gesellschaftlich gebildet, sprach mehrere neue Sprachen, schrieb gut, war Dilettant im Kunstfache und der Belletristik und ein überaus gutmüthiger, lebenslustiger, doch bereits etwas abgelebter Mann. Zu den Amtsgeschäften fehlten ihm die erforder-

lichen Kenntniße, Erfahrung und Beharrlichkeit. In dieser Hinsicht wurde die Last meiner Obliegenheiten und Sorgen bedeutend erschwert, indessen hatte ich freye Hände, während die Genauigkeit, die Minutiosität seiner Vorgänger mir oft schwere Seufzer auspreßte. Indeß hatten eben diese Eigenschaften für mich das Gute gehabt, daß sie meine Flüchtigkeit in etwas gezügelt und mich dadurch besser in den Stand gesetzt hatten, den größten Folgen nachlässiger Amtsverwaltung vorzubeugen. Ärger wurde es noch, als im Jahre 1813 noch die Grenzen gegen den Rückzug der französischen Heere aus Rußland gedeckt werden mußten. Herr Freudenreich als Commandant einer Artillerie-Division war gleichfalls aufgeboten und Herr Amtsstatthalter Grimm, ein eigensinniger alter Narr, bereits nahezu an Kindes Statt, übernahm die Verwaltung. Das war eine schlimme Zeit.

Mehr als die Last und Verantwortlichkeit meiner damaligen Stellung bemühte mich das unheilvolle Einverständnis mehrerer Berner Patricier mit den Emissarien der Verbündeten, den Durchzug der Truppen durch die Schweiz betreffend; dieser offenbare Neutralitätsbruch, durch den das Vaterland den größten Gefahren für alle Zukunft ausgesetzt wurde, einzig zum Zweck der Wiedereinführung der Oligarchie. Durch Zufall, ganz ohne mein Zuthun, war ich zur Kenntniss dieser Intrigue gelangt, und zwar auf einer Jagdpartie, durch unvorsichtige Äußerungen einiger Anwesenden, die mich mit dem Geheimnis vertraut glaubten. Die Art und Weise, wie ich damit bekannt wurde und der Umstand, daß einige meiner Anverwandten dabey compromittiert waren, bewogen mich, dieses fatale Geheimnis in meiner Brust zu verschließen. Was ich aber zugleich erfahren hatte, war, daß nicht die Regierung, sondern nur einzelne Glieder derselben bey der Intrigue theilhaftig waren, und daß sie vor der Mehrzahl derselben, namentlich vor dem Herrn Schultheiß von Wattenwyl, sorgfältig verborgen wurde. Von da an war ich unruhig und sah sehr besorgt der bevorstehenden Entwicklung der critischen Verhältnisse entgegen. Der Durchmarsch der alliirten Truppen fand im December 1813 Statt. Es war am Weihnachtstage, daß das Infanterie-Regiment Colledaro-

Mannsfeld bey meiner Wohnung im Sommerhaus vorbeymarschierte, ich befand mich einzig bey Hause, meine schwangere Frau und Kinder waren bey meinen Eltern, ich hatte mich eingerichtet, die Einquartierung zu verpflegen, der Hausknecht und seine Frau hatten ihre Wohnung geräumt. Letztere besorgte die Küche, ihr Mann machte den Kellner, ich nahm die Kost brevi manu im Sommerhausbade. Mit der Bewirthung meiner Kostgänger kam ich ziemlich gut zurecht, obgleich sie mir im Übermaße zugetheilt wurde, und zwar immer Gemeine, die selten deutsch sprachen. Ich suchte die dabey befindlichen Unteroffiziere durch Brandtwein und Toback zu gewinnen, und wenn Unordnung entstehen wollte, setzte ich meinen alten Militärhut auf und schnallte den Degen über meinen Officers-Überrock; in diesem Aufzug konnte ich mitunter auch meinen Nachbarn Ruhe schaffen, man holte mich sogar bis auf den Dütisberg. Die Einquartierung verursachte überhaupt viele Unbeliebigkeit und machte ungeacht der Beruhigung der Regierung und der Beamten viel böses Blut. Man wußte durchgehends, was uns dieser Besuch nebst seinen Folgen, Raub, Brand, Krankheiten der gefährlichsten Art unter Menschen und Vieh, zugezogen hatte, und wie es immer geht, sie wurden von dem großen Haufen nicht bloß den Schuldigen, sondern allen zur Last gelegt, die zufälliger Weise keinen Schaden, vielleicht sogar einigen Vorthail davon hatten, oder die im Falle waren, durch spätere Unterhandlungen mit den alliirten Mächten, zu Feststellung unsrer politischen Verhältnisse beyzutragen; daß die Regierung nichts that, um den wahnsinnigen Versuch, Aargau und Waadt wieder der Stadt Bern zu unterwerfen, zu verhindern, sondern im Gegentheil dem Drängen des sogenannten Waldshuter-Comité nachgebend, eine schwere Mitschuld auf sich lud. Der ganze Plan, der Zweck des Neutralitätsbruchs, wurde vereitelt durch Laharpes Einfluß auf den Kaiser Alexander. Durch ihr Benehmen hatten die Mitglieder der alten Berner-Aristokratie die Achtung ihrer Mitstände und das Vertrauen des Bernervolks verscherzt. Napoleon ward auf die Insel Elba verbannt, kehrte aber bald wieder nach Frankreich zurück und nahm unter Acclamation des ganzen Landes Besitz von seinem Throne.

Ein neuer Krieg begann, an welchem die Schweiz thätigen Theil nehmen mußte gegen Frankreich. Hätte Napoleon den Sieg davon getragen, er würde uns etwas anderes diktiert haben als die Vermittlungs-Urkunde vom Jahre 1803, unter der wir einen Zeitraum von zehen Jahren, während dessen ganz Europa in beständigem Aufruhr war, ruhig zubrachten.

Im Jahre 1814 kam im Canton Bern eine neue Verfassung zu stande, offenbar weniger freysinnig als die mediationsmäßige, weßhalb sie auch nicht ohne Widerstreben Eingang fand. Allein die Versuche, ihre Einführung zu verhindern, hatten keinen andern Erfolg als strenge Bestrafung derjenigen, die sich an die Spitze gestellt hatten. Meine Stellung in jener Zeit war eine sehr schwierige, meine Verwandten und Freunde ohne Ausnahme waren liberal, die Verwandten meiner Gattin waren Patricier, mein Schwiegervater in der Regierung und Aristokrat durch Erziehung und Gewohnheit; als Beamter der Regierung konnte ich nicht Partey machen gegen dieselbe. Unmittelbar vor dem Ausbruch der Oberländer Unruhen kam einer meiner alten Freunde, Karlen von Erlenbach mit seinem Schwager, Herr Statthalter Reber, zu mir und verlangten eine Besprechung mit einer Anzahl liberaler Männer aus der Umgegend; ich veranstaltete eine solche mit meinem Bruder und einigen meiner vertrauteren Freunde und wohnte derselben bey. Herr K. und R. eröffneten uns, daß der Tag — einer der nächsten — zum Aufstand gegen die Regierung angesetzt sey, und daß man auf die Beyhülfe des Emmenthals zähle. Ich erklärte ihnen, daß meine Stellung als Beamter mir keine Theilnahme an ihrem Unternehmen gestatte, daß wir übrigens bis jetzt von demselben nicht die mindeste Kenntnis gehabt, und es nun offenbar zu spät sey, ihnen dabey irgend welche wirksame Hülfe zu leisten. Sie sahen es endlich selbst ein und bedauerten, daß unvorgesehene Umstände sie nötigten, früher als sie gewollt, hervorzutreten. Der Ausgang des Unternehmens ist bekannt. Die Unterdrückung des Oberländer-Aufstandes beruhigte die Regierung nur halb, überall witterte sie Gefahr: verkleidete Landjäger und bezahlte Aufpasser durchschnüffelten jeden Winkel, liessen sich mystificieren, hinterbrachten

ihren Obern die absurdesten Gerüchte über politische Versammlungen in Gasthöfen, Privathäusern, Wäldern usw. Die Correspondenzen der Oberamtmänner wimmelten von den lächerlichsten Conspirations-Berichten aus allen Theilen des Cantons, auch der Canton Aargau stand im Verdacht gefährlicher Verbindung mit den unzufriedenen Angehörigen von Bern und des Projekts eines Einfalls in den Canton. Verkleidete Landjäger übernahmen die Rolle aargauischer Emissars, wurden aber von Polizeibeamten selbst verrathen, und, wo sie sich zeigten, mit Hohn abgeführt. Herr Freudenreich liess sich durch die Alarmschüsse seiner Collegen nicht in Harnisch bringen. Er lachte im Gegentheil recht herzlich, wenn ich ihm irgend ein Anekdotchen heimbringen konnte. Einmal brachte ein Landjäger von Aarwangen eine Depesche vom dortigen Oberamtsmann. Was macht Euer Landvogt? fragte Herr F. O! der ist unerschrocken, sagte der Landjäger — es bezog sich dies auf den besorgten Einfall aus dem Aargau — als ich ihn verließ, saß er am Schreibtisch, er hatte die Patronentasche an und das Gewehr stand neben ihm. Das ist recht, man muß gerüstet seyn, erwiderte Herr F., sah mich an und konnte kaum das Lachen verhalten.

Im Jahre 1814 fanden die Wahlen in den großen Rath Statt. Ich hatte die Ehre, vom Wahlkreis Burgdorf gewählt zu werden um bis zum Jahre 1830 mitunter den Deliberationen beyzuwohnen, Wahlen nach den üblichen Combinationen treffen zu helfen, Feyerlichkeiten mitzumachen und alle Jahre den Standes-Eid zu leisten. Während dieser ganzen Zeit hörte ich keine Rede, die gegen die herrschende Executiv-Aristokratie und das illusorische Repräsentations-Verhältniß gerichtet gewesen wäre, die Redner waren entweder orthodoxe Aristokraten, Vertheidiger des rothen Buches, die weder nach der rechten noch nach der linken Seite aus der Linie wichen, diese erregten gewöhnlich lange Weile, weil der Inhalt ihrer Reden mehr Wort- als Sinn-reich war; oder sie brachten heterodoxe Sentenzen, oft sogar freysinnige Gemeinprüche aufs Tapet, mehr um die alten Zöpfe oder Perrüquen zu ärgern als in lauterem Ernst. Dieß waren diejenigen Rathsglieder, die der Ansicht

waren, eine aristokratische Regierungsform schließe eine liberale Regierung nicht aus, so wenig als eine freysinnige Verfassung den Meynungsdespotismus ausschließe. Die Herren dieser Richtung im Großen Rathe hielten interessantere Reden als die sogenannten Stock-Aristokraten, welche Letztere indeß das Verdienst für sich hatten, daß sie das aristokratische System stets in den ursprünglichen Schranken fest hielten. Unterdessen hatten meine Berufsgeschäfte den besten Fortgang; obgleich viele obrigkeitliche Arbeiten unentgeltlich verrichtet werden mußten, so fand ich doch hinreichenden Ersatz in der Stipulation der Verträge, da die Concurrrenz von keiner Bedeutung war. Das Rechtsfach, die Geldstage und Güterverzeichnisse zahlten sich ebenfalls gut. Hätte ich meine Gebühren immer, wenn sie fällig waren, und streng nach dem Tarif bezogen und mit dem Geld besser zu handtieren gewußt, ich hätte ein reicher Mann werden können, aber das war nicht meine schwache Seite. Ich sah immer genug, wenn ich einen Vorrath im Bureau sah, aus dem ich nicht bloß alle eigentlichen Bedürfnisse vollauf befriedigen, sondern mitunter auch etwas Überflüssiges anschaffen, namentlich meiner Liebhaberey zu Pferden und Hunden etwas zum Opfer bringen konnte. Mit Mahnen und Fordern wurde ich niemand beschwerlich, und die ausgefertigten Verträge, die in Haufen zum Herauslösen bereit lagen, betrachtete ich als ein Reserve-Capital, das für alle Fälle bereit liege. Von diesen Ausständen gieng viel verlohren, es wurden keine Verträge mehr gelöst, wenn die Betreffenden sie nicht absolut nötig hatten, man baute auf meine Nachsicht, aber Dank hatte ich keinen davon. Selbst baare Vorschüsse, die ich nie verweigerte, wurden mir nicht immer redlich zurückerstattet. Ich hätte indeß sehr unrecht, wenn ich diese Vorwürfe nicht auf den kleinern Theil meiner Geschäftsfreunde bezöge.

Ich hatte Anfangs meine Schreibstube im Hause des Herrn Burgermeister Wydler, da aber der Raum zu beschränkt war, zog ich in das Haus des Herrn Doctor Jost, der mir nach einiger Zeit den Zins steigerte und mich dadurch überzeugte, daß das Lokal eines öffentlichen Bureau nicht von jeder vorübergehenden Laune abhängen dürfe, ich suchte

deßhalb ein Haus zu kaufen, ich *acquirierte* das der Apotheke meines Vaters gegenüber liegende Haus des Herrn Rathsherr Fankhauser und ließ es einrichten. Die Kosten, die ich auf den Ankauf und den Bau verwandte, führten mich auf die Betrachtung der Vorteile, die man aus dem Geld ziehen könne, wenn man es *auf redliche Weise* wuchern lasse. Meine bisherige Ökonomie hatte mir die Berichtigung jener Kosten sehr erschwert, als dieses geschehen war, legte ich meinen Geldvorrath von Zeit zu Zeit an Zins, doch brachte ich es niemals weit in den Künsten des Finanzfaches.

Im Jahr 1819 wurde Herr Freudenreich von Herrn Tscharner im Amte abgelöst, der sich gleich Anfangs der Geschäfte mit Eifer annahm und dem es an Bildung keineswegs fehlte. Sein Betragen gegen mich und meinen Bruder war im allgemeinen freundschaftlich, im gewöhnlichen Umgange war es im eigentlichen Sinn des Wortes „fidel“. Von Überhebung keine Spur. Ein ebenso cordiales Benehmen beobachtete er auch gegen alle unsre Freunde und genauern Bekannten. Im Geschäftsverkehr schien er Anfangs die üble Gewohnheit, die ich unter seinem Vorgänger angenommen hatte, die Gewohnheit nämlich, meine Stellung als *Aktuar mit der Seinigen* zu verwechseln, zu übersehen, später aber, besonders wenn jemand anwesend war, vor dem er sein amtliches Ansehen nicht gerne compromittieren wollte, bemerkte ich mitunter eine Empfindlichkeit, die mich bewog, mich nach und nach in der Audienzstube durch einen Substituten ersetzen zu lassen, das freundschaftliche Vernehmen wurde durch diese Veränderung nicht im mindesten gestört, wir besprachen die Geschäfte nach wie vor, und in wichtigeren Vorfällen, Criminal-Untersuchungen usw. nahm ich meinen Platz ein; einmal befand ich mich in der Nothwendigkeit, den Herrn T. aufmerksam zu machen, daß der Aktuar des Richteramtes keine Schreibmaschine sey, denn er nahm sich heraus, die wörtlich niedergeschriebenen Depositionen mit einem Commentar zu begleiten, den ich dem Verhör einschicken sollte. In politischer Beziehung war die Amtsperiode des Herrn T. eine sehr ruhige. Gegen das Ende derselben hatte ich noch einen sehr unangenehmen Auftritt mit ihm. Zwischen meh-

reren Partikularen waltete eines Geldstags halb ein Civilprozeß. Eine der beiden streitenden Parteyen übertrug mir die Untersuchung einer Last von Büchern und andern Akten und die Ausstellung eines Gutachtens. Dieses Gutachten bezog sich nur auf Rechnungsverhältnisse, nicht auf die Streitfrage selbst, nicht ich, sondern Herr Hopf, Amtsnotar, sollte diese Verhältnisse erörtern. Die Materialien waren mir unter spezialisiertem Inventar gegen Empfangschein zugestellt worden. Ganz zufällig sah einmal Herr T. diesen Aktenstoß in meinem Bureau. Ich erklärte ihm, warum sie da liegen. geraume Zeit nachher war von der andern Partey in der gleichen Angelegenheit eine Fiscal-Anzeige beym Justizrath eingegeben worden. Das hiesige Oberamt sollte über einige Verhältnisse einen Bericht erstatten, Herr Tscharner mochte vermuthen, aus den hinter mir liegenden Akten dürfte Licht zu schöpfen seyn, er verlangte sie deßhalb zur Einsicht. Ich gab ihm zu bedenken, daß ich nicht befugt sey, diese, mir zu einem bestimmten Zweck anvertrauten Akten zu einem, den Eigenthümern vielleicht nachtheiligen Gebrauche herauszugeben. Was that nun Herr T.? Er ließ in meiner Abwesenheit die Akten und Bücher aus meinem Bureau abholen. Bei meiner Nachhausekunft vernahm ich dieß und begab mich sogleich aufs Oberamt und beklagte mich mit ziemlicher Entrüstung über dieses Verfahren. Herr T. erklärte mir nun rund heraus, er halte es für seine Pflicht, diese Gegenstände, die wahrscheinlich in einer angehobenen Fiscal-Untersuchung Aufschluß geben werden, dem Justizrath einzusenden. Ich erwiderte ihm, in diesem Fall solle er mich mit den mir anvertrauten Akten nach Bern transportieren lassen. Wir convenierten endlich, die Bücher und Papiere sollen unter Siegel, dem oberamtlichen und dem meinen, hier bleiben, bis die Eigenthümer mir Authorisation ertheilen, dieselben nebst dem Inventar abzuliefern. Dieß geschah, und die Sache war insoweit im Reinen, aber eine gewisse Spannung und Kälte blieb von da an zurück.

Auf Herrn Tscharner folgte Herr Fischer. Dieser, übrigens gutmüthige Mann lebte in der festen Überzeugung, daß mit der Anstellung dem Beamten auch die Fähigkeit zur

Geschäftsführung verliehen werde, denn außer der bernischen Genealogie und Classifikation der regimentsfähigen Geschlechter und Familien war ihm alles fremd, was in die Amtsverwaltung einschlug. Ich sollte also wieder Trüllmeisterpflichten übernehmen, und zwar unter unangenehmern Verhältnissen als früher, unter genauer Beobachtung meiner untergeordneten Stellung, auch im gesellschaftlichen Verkehr. Indessen muß ich anerkennen, daß er es gut mit mir meynte, mir das Lob der Behörden in amtlichen Angelegenheiten, in denen meine Mitwirkung mehr als die seinige zum guten Erfolge beygetragen, nicht vorenthielt, obgleich es ihm gespendet wurde; und mir die Vortheile meiner Stelle nicht schmälern ließ, wo er dieß verhindern konnte; so interessierte er sich namentlich sehr eifrig für mich, als es darum zu thun war, mir hinsichtlich der Stipulation durchaus ohne Grund (ostensibeln) und im Widerspruche mit einer frühern Zusicherung einen Concurrenten aufzuhalsen, von dem ich mancherley Verdrießlichkeiten erwarten mußte. Wie ich früher gesagt, ich war keineswegs streng im Bezug meiner Gebühren, das Markten aber, das war mir in den Tod zuwider, auch konnte ich mich niemals dazu verstehen, auch nur von ferne meine amtliche Stellung zu Vermehrung meiner Einkünfte zu mißbrauchen. Meine Stellung wurde mir somit unangenehmer in verschiedenen Hinsichten, das Ansehen unter meinen Umgebungen hatte wenig Werth für mich, meine Eltern waren gestorben, das Wohl meiner Vaterstadt fieng an mich mehr als bisher zu interessieren, ich sah dasselbe gefährdet durch eine nachlässige Verwaltung, welche größtentheils dem damaligen Stadtschreiber zur Last gelegt wurde, ich nahm mich der Geschäfte an, suchte zu vermitteln und dadurch die erforderliche Thätigkeit und Spontaneität in das Bureau zu bringen, eine Zeitlang verschrieb ich persönlich die Sitzungen der Räthe und besorgte die Vollziehung der Beschlüsse; allein ich mußte mich bald überzeugen, daß an ein gedeihliches Zusammenwirken der Behörden und der zeitigen Secretairs gar nicht zu denken sey. Die Zeit seiner Anstellung lief indeß zu Ende, meine Collegen und Freunde im Stadtrath suchten mich zur Annahme der Stadtschreiberstelle zu bewegen, und ich er-

klärte endlich, daß ich sie nicht ausschlagen würde, wenn man sie mir antrüge, mich dafür zu melden könne ich mich nicht entschliessen. Ich erhielt hierauf einen Ruf, die Stelle sollte auf Johanni 1827 ihren Anfang nehmen, auf diese Zeit forderte ich meine Entlassung von der Stelle eines Amtschreibers, wobey ich denn nicht unterlassen konnte, einige Bemerkungen einzuschalten über die Verfügungen, durch die ich im Widerspruch mit wiederholten Zufriedenheitsbezeugungen zu diesem Schritte gleichsam gezwungen worden. Dieß wurde mir sehr übel genommen, focht mich aber wenig an. — Da am Canzley-Gebäude mehrere Verbesserungen angebracht wurden, so konnte ich erst im Sommer 1828 einziehen. Mit kindlichem Vergnügen übersiedelte ich meine Familie unter das Dach, unter dem ich meine ersten Jugendjahre verlebt hatte, mit freudigem Mute betrat ich meinen neuen Geschäftskreis, auch verlangte und erhielt ich die Erneuerung meines Advokaten-Patents. Wenn ich mir aber vorgestellt hatte, ich brauche die Rechtspraxis nur da wieder aufzunehmen, wo ich sie hatte liegen lassen, so irrte ich sehr, denn obgleich ich als Audienz-Aktuar fortwährend mit Rechtsgeschäften zu thun hatte, so lag doch nicht mir die Führung derselben ob, ich hatte mich nicht um die Beobachtung der Formen zu bekümmern, und nur in einzelnen streitigen Fällen kam ich dazu, darüber zu denken, dieß war nicht hinreichend, 18 Jahre Mangel an Übung in der Geschäftsführung zu ersetzen. Wenn daher schon meine Schriften mit Umsicht und Sachkenntnis abgefaßt waren, so begegnete es mir nicht selten, daß ich gegen irgend eine Form des Verfahrens fehlte, und im mündlichen Vortrage, wo ich vormals keck und zuversichtlich auftrat, bemeisterte sich meiner, selbst wenn ich meiner Materie ganz sicher war, eine unüberwindliche Blödigkeit und Befangenheit. Im Jahre 1829 bewarb ich mich um das Fürsprecher-Patent. Meine Prüfung fiel in eine fatale Zeit, ich befand mich unwohl, ohne gerade krank zu seyn, Unterleibs-Beschwerden, die mich schon eine Zeitlang geplagt, hatten eine andauernde Hypochondrie zur Folge, die mich fast des Denkvermögens beraubte, und der ich erst ein Jahr nachher mittelst einer Cur im Gurnigel los wurde. Die schriftliche Abhandlung: „Über

die Zweckmässigkeit der Gesetze gegen den Wucher“, mußte deßhalb sehr mittelmässig ausfallen; ich erhielt indeß das Patent als Fürsprecher, von dem ich aber niemals einigen Gebrauch gemacht habe, außer in Geschäften *ex officio* und *pro Deo*.

Schon einige Jahre vorher fühlte ich mitunter podagrische Schmerzen, und hatte auf ärztlichen Rath in Niederbaden Abhülfe gesucht, und wenigstens Linderung gefunden. Im Frühjahr 1830 plagte mich die Hypochondrie mehr als die Gicht, ich entschloß mich deßhalb zu einer Cur im Gurnigel, wohin ich mich im July mit Freund Fromm begab und woselbst ich nach drey Wochen gänzlich curiert wurde. Schon in den ersten Tagen fühlte ich mich so aufgeheitert und neu belebt, daß ich an allem Theil nahm, was Müßiggang und Muthwillen erdenken konnten.

Es war dieß aber eine Zeit, wo der Muthwille häufig ersten Betrachtungen weichen mußte. Die kurz vorher durch Polignac veranlaßten Ordonnanzen Carls X. erweckten bey unsern eingerosteten Patriciern abermals Hoffnungen auf eine Herstellung des aristokratischen Princip; sie äußerten diese Hoffnungen auch auf sehr unkluge Weise und compromittierten dadurch ihre vernünftiger Mitgenossen der aufgehobenen Vorrechte. Solche Äußerungen waren in Zeiten, in denen in andern Cantonen das demokratische Regierungssystem bereits in Fleisch und Blut gedrunken war, keineswegs geeignet, den gebildeteren Theil des Bernervolks für die Wiedereinführung des patricischen Regiments einzunehmen, und die weniger Gebildeten waren nicht im Stande, das Benehmen Einzelner zu unterscheiden von dem Verhalten der Übrigen.

Meine Berufsgeschäfte brachten mich damals in Berührung mit einem großen Theil der Bewohner unseres Cantons.

Im Heumonat befand ich mich eben im Gurnigelbad, als die Kunde von den Ordonnanzen eintrat. Mehrere Patricier, die das große Wort führten, entblödeten sich nicht, zu Ehren dieses Ereignisses einige Flaschen Champagner springen zu lassen, was bey andern Gästen bittere Bemerkungen hervorrief. Als aber das Blättchen sich gewendet, durch den Aus-

bruch der July-Revolution der Thron Carls X. umgestürzt worden, da trat plötzlich Stille im Lager der übermüthigen Aristokraten ein, und bald verliessen sie, sehr herabgestimmt, den Curort.

Bey meiner Heimreise aus dem Gurnigel über Bern hatte ich die beste Gelegenheit, die Stimmung der verschiedenen Classen der Bevölkerung unseres Cantons zu erfahren. Die Verwandten meiner Gattin und ihre nähern Bekannten konnten ihre üble Laune und ihre Besorgnisse nicht verbergen; die Vorgänge in andern aristokratischen Cantonen, die die Nothwendigkeit zeitgemäßer Veränderungen in ihren Verfassungen eingesehen und Reformen vorgenommen hatten, erregten den Ärger derjenigen Patricier, die noch immer jede Aufregung durch Gewalt niederhalten zu können wähnten; andere wollten dem Volke durch Reform-Vorschläge entgegenkommen, um dadurch drohende Demonstrationen zu verhindern; diese befanden sich in der Mehrzahl, allein über das Maaß der dem Volke zu ertheilenden Concessionen waren ihre Ansichten sehr abweichend von einander. Diese Uneinigkeiten unter dem liberalen Theil der Patricier war der Grund der steigenden Unzufriedenheit unter dem Volk. Die Gebildeten unter diesem begrüßten die July-Tage (1830) mit hoffnungsvoller Erwartung einer freysinnigen Modifikation unserer Staatsverfassung, die verzögerte Äußerung des Willens der Regierung erregte Mißtrauen, das nach und nach so laut hervortrat, daß die Regierung irgend welche Schritte machen mußte. Es waren nicht die klügsten, die sie wählte. Sie suchte, statt das Mißtrauen selbst durch freundliche Annäherung zu beseitigen, durch imperatorische Maaßnahmen die Stimme desselben zu unterdrücken. Die Folge davon war engerer Anschluß der Freysinnigen, Verbreitung der unter ihnen stattgefundenen Verabredungen, Anschluß an die Liberalen anderer Kantone und endlich eine förmliche Conspiration zu Erzweckung einer freysinnigen Verfassung.

Ich war über das Alter hinweg, in dem sich Weltverbesserungs-Gelüste einzustellen pflegen, und meine häuslichen Verhältnisse waren so beschaffen, daß gewaltsame Mittel zu jenem Zweck nur störend auf meine Lage einwirken konn-

ten. Meine politischen Ansichten aber waren zu bekannt, als daß ich mich dem Drängen meiner Freunde ganz hätte entziehen können; ein Entschluß mußte gefaßt werden; er gieng dahin: Ohne Rücksicht auf die Gefahr, der ich mich persönlich aussetzen würde, ein Verfahren einzuleiten, durch das die Regierung aufmerksam gemacht wurde auf den allgemeinen Wunsch einer Verfassungs-Revision, ohne jedoch mit einem dießörtigen Anliegen in maßgebendem Tone aufzutreten, viel weniger denn ein solches mit ungehörigen Drohungen zu begleiten.

Im Namen eines meiner Freunde, F. St., eines anspruchslosen Gutsbesitzers, richtete ich demnach ein Gesuch an unsern Burgerrath, daß es ihm gefallen möchte, in den obwaltenden critischen Zeitumständen die Regierung um die Revision unserer Staatsverfassung ehrerbietig zu bitten.

Der Burgerrath (Stadtrath) fand durchaus kein Bedenken, diesem Anliegen zu entsprechen, infolge des daherigen Beschlusses wurde denn das Secretariat zu Abfassung eines Memoriales an die Regierung beauftragt. Dieses sollte sodann von dem Burgerrathe geprüft und im Fall der Genehmigung der außerordentlich zu versammelnden Gemeinde vorgetragen werden.

Da die Gemeinde ohne Bewilligung des Oberamtsmanns sich nicht versammeln konnte, der Oberamtsmann denn berechtigt und in wichtigen Angelegenheiten verpflichtet war, dieselbe zu präsidieren, so konnte der Beschluß des Stadtraths ohne Vorwissen jenes Statthalters der Regierung niemals vor die Gemeindeversammlung gebracht werden. Derselbe konnte also auf offenem Wege, ohne Geheimthuerey, das Vorhaben des Stadtraths zur Kenntniß der Regierung bringen, der es nicht nur nicht verborgen bleiben, sondern im Gegentheil den Wunsch des Landes bekannt machen sollte. Wer hätte denken sollen, daß der Stadtrath von Burgdorf sich durch einen solchen Schritt das Mißtrauen der Regierung und den Verdacht politischer Agitation zuziehen sollte? Und doch geschah es, dank sey es der Servilität unseres Rathspräsidenten und der Jugend und Unerfahrenheit des Oberamtsmanns, der sich durch dessen *geheimen* Rapport Angst und Schrecken einjagen ließ.

Der Antrag zu einer Adresse an die Regierung wurde dem Stadtrath zur Vorberathung eingereicht, und von diesem, ohne lange Discussion, ohne irgend eine Protestation des Präsidenten, dem Secretariate der Auftrag zur Abfassung einer Vorstellung an die Regierung im Sinne des Antrags ertheilt; das Projekt sollte dann vorerst dem Burgerrathe zur Prüfung und, im Fall der Genehmigung, der Gemeindeversammlung vorgelegt werden; an dieser unter der Aufsicht des Oberamtsmanns und dessen fakultativen Vorsitz stehenden Behörde war es dann, zu beschliessen: 1. Ob irgend eine Adresse an die Regierung zu richten sey, und 2. ob das vorgelegte Projekt den Ansichten der Versammlung entspreche? Wem die damaligen Verhältnisse, die Autorität des Oberamtsmanns und die Furcht vor der Regierung, von denen die ungebildeteren Classen der Bevölkerung zu Stadt und Land durchdrungen waren, bekannt sind, der wird keinen Augenblick zweifeln, daß der leiseste Ausdruck des Mißfallens Seitens des Oberamtsmanns hingereicht hätte, die Gemeinde von dem Vorschlage des Burgerraths für ein und allemal abzuschrecken. Ich selbst hatte die feste Überzeugung von diesem Resultat unsrer Schritte, deßhalb war es meine Absicht, demselben zuvorzukommen, meinem Schwiegervater, der damals Mitglied des kleinen Rathes und Präsident des obersten Appellations-Gerichts war, ganz unverholen die unvermeidliche Nothwendigkeit einer Annäherung der Regierung an das Land, die Stimmung und die Wünsche des Volkes, die der Regierung immer durch die unzuverlässigsten Organe zugetragen worden, vorzustellen, auch ihm den Schritt des Stadtraths von Burgdorf seinem eigentlichen Zwecke nach zur Kenntniß zu bringen; ich wollte damit nur warten, bis der Stadtrath einen Beschluß gefaßt hatte. Allein meine gute Absicht wurde vereitelt durch die absurden Vorkehren des Präsidenten des Stadtraths und des von ihm in das Bockshorn getriebenen Oberamtsmanns; durch den, mit gehöriger Geheim- und Wichtigthuerey angebrachten Rapport, der Stadtrath habe eine politische Adresse an die Regierung zu erlassen beschlossen (da das Projekt erst abgefaßt werden sollte, so war natürlich dessen Inhalt unbekannt), geängstiget, sandte

der Oberamtsmann *noch in der Nacht* einen Landjäger mit einer Depesche an den geheimen Rath nach Bern und theilte demselben seine Furcht mit, und dieser ermangelte nicht, dem Stadtrathe sein hohes Mißfallen über seine revolutionären Umtriebe ankündigen zu lassen und ihn durch Verbreitung seiner Muthmaßungen über strafbare Conspirationen gleichsam in die Acht zu erklären. Der Zutritt zu den Regierungsgliedern war uns gesperrt, kein Weg zur Rechtfertigung offen. Mein Schwiegervater war so erbost über mich, daß nicht einmal meine Gattin es wagen durfte, ihn zu besuchen. Er versöhnte sich nie mehr mit mir. Im ganzen Canton verbreiteten sich ungünstige Gerüchte über Burgdorf, allein es waren eben Gerüchte ohne Grund, denn uns lag weder eine schlechte Handlung noch eine böse Absicht zur Last. Unsre Freunde erkundigten sich bey uns über die Ursache des Mißtrauens und der Unzufriedenheit der Regierung. Wir fanden daher gut, uns durch die Zeitungen beym Publikum zu rechtfertigen, allein die Zensur verweigerte die Aufnahme unsrer Darstellungen. Nun nahmen wir unsre Zuflucht zu einer öffentlichen Darlegung dessen, was uns den Unwillen der Regierung zugezogen. Wir liessen das Projekt der Vorstellung an die Regierung abdrucken, das noch nicht einmal vom Stadtrathe genehmiget war, so wie ein Schreiben, veranlaßt durch einen Verweis der Regierung, die uns geradezu erklärte, es liege nicht in der Stellung einer Gemeindsbehörde, ihr politische Wünsche vorzutragen, und fügten die Frage bey: Auf welche Weise dieses geschehen solle?

Diesen einfachen Appell an das Publikum suchten wir so weit möglich bekannt zu machen, so leicht war dieß aber nicht. Wir waren als schuldig dargestellt, wir sollten es bleiben, daher war auch unsre Rechtfertigung unerlaubt. Einer unsrer Freunde, der auf einer Geschäftsreise das Blatt vertheilte, ward angezeigt und zur Verantwortung gezogen, ich selbst wurde *auf einer Rundreise in Angelegenheiten der Regierung* durch die Polizey überwacht. (Ich wusste es damals nicht, sonst hätte ich den Auftrag abgelehnt.) Diese Reise machte ich im Begleite eines Mitglieds der Justizbehörde, des Herrn v. W. v. L.¹⁾, eines Mannes, der mir früher viele Freund-

¹⁾ v. Wattenwyl.

schaft bewiesen hatte und sich, wie sein Vater, Schulth. v. W., stets freysinnig äußerte. Als wir unsre Reise antraten, sagte er zu mir, er möchte mich bitten, keine anderen Geschäfte zu treiben, als die, welche in unserem Auftrage liegen. Ich lachte und versprach, ihn und unsern Auftrag in keiner Weise zu compromittieren. Ich hielt auch Wort, obgleich ich nicht umhin konnte, gelegentlich einem Bekannten Rede zu stehen über die Burgdorfer Umtriebe. Ich bin auch fest überzeugt, daß Herr v. W. die geheime Instruktion hatte, mich ins Gebeth zu nehmen, denn bey jedem Anlaß brachte er die gegenwärtige Lage des Cantons zur Sprache. Wir beendigten unsre Geschäfte in Erlach, wo Herr v. W. im Schlosse übernacht blieb, ich war auch eingeladen, zog es aber vor, das Nachtquartier in Inns zu nehmen, wo ich bekannt war. Des andern Morgens gieng ich zu Fuß nach Erlach, und nach beendigtem Geschäft begleitete mich Herr v. W. bis fast auf Inns. Auf dem Wege gab er sich alle Mühe, mir seine Ansichten über Modifikationen in der Staatsverfassung beyzubringen. Als ich ihm aber ziemlich trocken erklärte, die Regierung habe zu lange vergiversiert und deßhalb viel von ihrem Vertrauen eingebüßt, so wie die Sachen stehen, sey die Aufgabe des aristokratischen Prinzips die unvermeidliche Bedingung eines Vergleichs zwischen Regierung und Volk, brach er seine Vorschläge zu einem billigen Repräsentations-Verhältnisse zornig und mit dem Ausrufe ab: daraus wird nichts! Wir gaben uns die Hand, und ich nahm von ihm Abschied mit den Worten: Geschehe, was da wolle, Sie werden mich nie auf krummen Wegen antreffen. Ich habe ihn stets geachtet, hinsichtlich auf seine Liberalität verlangte ich zu viel von ihm; er mochte mir später begegnen, wo er wollte, stets kehrte er sich von mir ab. Er war nicht der Einzige.

Hier muß ich doch mit einigen Worten meine individuellen Ansichten über unsre damalige politische Lage bekennen. Das Prinzip aristokratischer Ausschließung war mir von Jugend auf, als unnatürlich, zuwider, meine Verbindung mit einer Patricierin, meine daherigen Verhältnisse zu angesehenen Bernerfamilien, meine Erwählung in den souveränen Rath und andre Auszeichnungen mehr, meine Liebe und

große Achtung für meine Schwiegereltern, änderten meine Gesinnungen im mindesten nicht, allein durch eine Revolution wäre mit meiner Mitwirkung keine Demokratie zu Stande gekommen, denn vor nichts graute mir mehr, als vor Ochlokratie und Anarchie, worauf die reine Demokratie so leicht und gern überspringt. Ich sah die Fehler wohl ein, die der Berner Regierung vorzuwerfen waren, es waren die Fehler der Aristokratie überhaupt, des Systems. Ich sah aber auch, daß für das materielle Wohl des Landes gesorgt war, und hatte die Überzeugung, daß dieses in den Augen des Volkes wichtiger ist, als die idealen Rechte und Vorzüge, mit denen politische Spekulant^{en} es beglücken wollen, die in der Regel zu ihren Spekulationen auch sehr materielle Motive haben.

Der Stolz der Patricier hat mich oft empört, allein es waren einzelne Individuen, und ohne ungerecht zu seyn, kann man ihre Fehler nicht der ganzen Kaste, am wenigsten aber der Regierung, zur Last legen, und im übrigen ist der Hochmuth der Ungezogenheit verletzender als der Stolz der feineren Welt, so wie der Tritt der Tanzschuhe weniger schmerzt als der der Holzschuhe.

Mein Beruf und meine Anstellungen brachten mich häufig in Berührung mit Beamten ohne Geschäftsbildung und ohne Takt, aber du lieber Gott! gibt's etwa bey der großen Auswahl, die wir heute haben, wo keine Verwandtschafts-Combinationen uns die Wahloperation erschweren, keine untüchtigen Beamte mehr?¹⁾ Wie gesagt, obgleich das Princip der Aristokratie oder Oligarchie mir als unnatürlich zuwider war, so würde ich doch niemals freywillig mitgewirkt haben, dasselbe auf dem Wege der Revolution aus dem Weg zu räumen. Ich hatte stets Kraft und Muth genug, meine eigenen Händel auszufechten und mich des Gekränkten anzunehmen;

¹⁾ Die bernische Aristokratie hätte sich länger gehalten, wenn sie sich innert den Schranken der eigentlichen Aristokratie, des Patriziates, bewegt hätte, d. h. in dem Kreise der höheren Staatsverwaltung. Sobald sie sich aber genötigt sah, von ihren Gliedern auf die geringern, sonst aus der sogenannten gemeinen Bürgerschaft besetzten Aemter und Erwerbszweige anzuweisen, und so mit dieser in Konkurrenz zu treten, ward die Scheidlinie verwischt und der Neid fand freien Spielraum. (Anm. des Autors.)

aber Hand zu biethen zu Staatsveränderungen, das Glück von tausenden auf das Spiel setzen in kindischem Übermuth und Kurzsichtigkeit, dazu war die Verantwortlichkeit zu groß und meine *Weisheit* zu klein, denn ich hatte das Alter erreicht, in dem den Schwaben der *Verstand* kommt. Allein die Umstände drängten mich. Ich hatte mich an die Spitze der Unzufriedenen gestellt, nicht um sie zu hetzen, sondern um sie von Unbesonnenheiten abzuhalten, ich konnte nicht mehr zurücktreten. An eine Verständigung zwischen Volk und Regierung war nicht mehr zu denken, die Kluft war zu groß, die Stellung der Parteyen gegeneinander zu schroff geworden; ein großer Teil des Landes hatte sich an Burgdorf angeschlossen, das den ersten Impuls zu Schritten gegeben hatte, die die Regierung verdammt, weil sie von vornherein feindselige Absichten dahinter vermuthete, das Volk dagegen, das denkende, die Gefahr einer Lage nicht mißkannte, in der es kein Mittel gab, derselben vaterländische Anliegen vorzutragen; der Gedanke einer solchen Abhängigkeit war ihm unerträglich und erregte bey ihm um so größere Besorgnisse für die Zukunft, als der Ton, in welchem von oben herab mit ihm gesprochen wurde, ihm die Überzeugung gab, daß jede noch so unmaßgebliche Äußerung über öffentliche Angelegenheiten als ein Verbrechen gegen den Staat angesehen werde. Diese Überzeugung bewirkte schnell einen engern Anschluß der Gleichdenkenden. Die gegenseitigen Mittheilungen und Belehrungen mußten aber theils auf geheimen Wegen, theils durch auswertige Zeitungen statt finden. Mein Bruder Carl bediente sich der Appenzeller-Zeitung, in der er das Benehmen unsrer Regierung geiselte, ihr frühere Fehler vorhielt, ihr die Verheißungen vom Februar 1798 und den Verrath der Patrizier von 1813 in das Gedächtniß zurückrief und so Volk und Regierung gegen einander in Harnisch brachte. Der Letztern blieb es nicht verborgen, daß der größere Theil der Bevölkerung ihr feindselig entgegenstand, daß ihr Ansehen von Tag zu Tag mehr schwand, das Vertrauen gänzlich dahin war, und wenige Mitstände durch Sympathie zu ihr sich neigten. Das Erstere bemerkte ohne Mühe, daß es von Gewalts-Maßregeln nichts mehr zu fürchten habe, da die Regierung sich auf das Militär nicht

verlassen könne. Was sie noch vorzunehmen wagte, bewies vollends ihre Ohnmacht und brachte Hohn und Spott über sie.

Unter diesen Umständen lag es mir daran, auf alle Fälle (denn ich kannte den Muth und die Beharrlichkeit des großen Haufens) mich vor dem Vorwurfe sicher zu stellen als hätte ich von mir aus und ohne irgend welchen Auftrag gehandelt, denn von nun an lag ohne Zweifel das Schicksal des Kantons Bern auf dem Spiel. Ich erließ nun eine Einladung an meine Wähler, sich auf den 3ten Dezember in möglichst großer Zahl bey meiner Wohnung in Burgdorf einzufinden. Mein Vorhaben war lediglich, ihren Willen zu vernehmen, ob ich an der auf den 6ten gl. M. angesetzten Versammlung des Großen Raths darauf antragen solle, daß die Regierung anzuweisen sey, die Wünsche des Landes in Bezug auf eine Verfassungs-Revision auf offenem Wege zu vernehmen. Im ganzen Lande verbreitete sich das Gerücht einer abzuhaltenden Volksversammlung. Umsonst suchte ich den Irrthum zu zerstreuen. Aus der Nähe und Ferne besuchten mich Freunde und zeigten mir an, daß auch aus ihrer Gegend die Versammlung werde besucht werden, so daß ich bald einsah, daß, wenn ich den Besuch abzuhalten trachte, ich leicht das Ganze gefährden könnte. Und da der Oberamtsmann mich vorbeschied, mir die Folgen vorhielt, die aus einer Volksversammlung entstehen konnten und etwas von Drohungen militärischer Einmischung unterlaufen ließ, sah ich die Nothwendigkeit ein, auch von mir aus auf zahlreichen Besuch der Versammlung hinzuwirken, indessen bot ich dem Oberamtsmann an, mich bey ihm in Arrest zu stellen, wenn er glaube, die Versammlung rückgängig machen zu können, was mir nicht mehr möglich sey. — Allein er fürchtete einen Aufstand. Sonach wurde alles zum Empfang einer zahlreichen Versammlung vorbereitet und nochmals, jetzt in weitem Kreisen, dringende Einladungen erlassen. Am 3ten Dezember, des Morgens früh, erschien bey mir Herr Jäggi, von Leutzingen, Eisen-Negt. in Solothurn, einer der eifrigsten Theilnehmer an dieser Angelegenheit. Nachdem wir im Stadthause gefrühstückt, spazierten wir um die Stadt herum, ein Gerücht war verbreit-

tet worden, die Versammlung werde durch Militär überfallen werden, dieß kümmerte uns wenig; wir konnten uns indeß nicht erklären, warum bis gegen Mittag sich niemand blicken ließ, der zu uns zu gehören schien. Allein auf einmal fanden sich eine Menge Menschen ein. Zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen. Meistens Männer aus den bessern Classen von jedem Alter. Sie vertheilten sich in die Gasthöfe und nahmen das Mittagessen ein. Wir Burgdorfer gingen von einem Gasthofe zum andern und besprachen uns mit unsern Bekannten über den vorliegenden Zweck. Eigentliche Anordnung des Ganzen konnte keine stattfinden, da wir die Zahl der Ankommenden zum voraus gar nicht kannten. Im Laufe des Nachmittags meldete sich der Oberamtsmann, der anständig empfangen wurde. Er versuchte, die Gäste, die sich beyr Krone versammelt hatten, zu belehren, daß wir auf unrechtem Wege seyen; man erklärte ihm aber, daß man uns den rechten Weg, nach dem wir uns erkundiget, nicht habe anweisen können oder wollen. Er zog in so weit unverrichteter Sache ab, doch konnte er sehen, daß er mit keinen Revolutionairs zu thun hatte. Die Anwesenden genehmigten meinen Vorschlag: beym großen Rathe den Antrag zu Anhörung der Volkswünsche zu machen, und am Abende ertheilten mir vor meiner Wohnung eine große Anzahl meiner Wähler den Auftrag, in ihrem Namen das Begehren zu stellen. Die Versammlung ging ruhig auseinander, keine Unordnung hatte stattgefunden, und die Regierung konnte sonach in keinem Zweifel seyn über die Stimmung des Volks.

Den 6ten Christmonats versammelte sich der große Rath. Es lag nun in meiner Aufgabe, den Antrag einzureichen und zu begründen. Dieß machte mir sehr bange, denn seit ich die Advokaten-Praxis mit der Amtsschreiberstelle vertauscht hatte, war ich ganz außer Übung gekommen, öffentlich zu reden, und der Vortrag, den ich halten sollte, war ganz eigener Art. Wie froh war ich daher, als von der Regierung selbst der gleiche Antrag gestellt wurde. Ich hatte den meinigen unmittelbar vorher beym Bureau eingereicht, die Begründung aber fiel nun weg, da an dem Beschlusse des großen Rathes nicht mehr zu zweifeln war. — Meine Collegen, die ebenfalls

Aufträge wie der Meinige erhalten hatten, behielten sie in petto. Eine Standes-Commission wurde hierauf erwählt, um die Wünsche des Landes in Empfang zu nehmen. Diese erließ sofort eine Einladung. Sie, und überhaupt die Regierung, benahm sich von da an ganz loyal, das muß man gestehen, auch erklärte sie sich in einer angemessenen Publikation als provisorisch. Anders hingegen verhielt es sich mit einer Anzahl Patricier, die, wie man in Erfahrung brachte, abgedankte Militairs und anderes Gesindel zu einem Handstreich anwarben. Diese Nachricht veranlaßte eine Volksversammlung, die den 10. Jenner 1831 in Münsingen statt fand, und an welcher auf Niedersetzung eines Verfassungsrathes angetragen und beschlossen wurde, das dießörtige Begehren an die Regierung zu richten, was denn auch mit Erfolg geschah. Ich lag eben an Podagra darnieder und konnte die Versammlung nicht besuchen. Die Wahl in den Verfassungsrath fand statt und traf auch mich, dieß war eine Folge meiner frühern Bemühungen in der Revisions-Angelegenheit. Der Verfassungsrath ernannte mich dann zum 2ten deutschen Secretair und zum Secretair der Commission und wählte mich in die Redaktions-Commission, in der ich ebenfalls die Feder führte.

Die Hälfte des Jahres 1831 brachte ich demnach in Bern zu und erfüllte die Obliegenheiten meiner Anstellung nach Wissen und Gewissen, aber mit dem festen Vorsatz, künftig der Politik fern zu bleiben und meine Tätigkeit meinem Beruf und dem Wohl meiner Vaterstadt zu widmen. Der Geist, der im Verfassungsrathe und bey den Wahlen seiner Mitglieder schon sich kund gegeben, hatte bey mir die Hoffnung auf eine bessere Zukunft erweckt; die noch immer regen Partey-Leidenschaften werden sich legen, dachte ich, und bald wird vollständige Versöhnung Platz finden, aber noch zu wenig kannte ich die Entwicklung der Staatsumwälzungen. Kaum ein Jahr war vorbey, so entspann sich im Schooße des Patriates eine Verschwörung gegen die Verfassung, die, entdeckt, eine weitläufige Untersuchung nach sich zog und die Gemüther wieder in Aufregung brachte. Späterhin glaubte sich die Burgerschaft von Bern durch verschiedene Maßregeln der Regie-

rung in ihren Rechten gefährdet, und nach und nach begannen unter der mittlerweile herangewachsenen Jugend sich Begriffe unseres Gemeinwesens zu bilden, welche dem Communismus Thür und Thor öffneten; die 1840er Generation betrachtet die 1831er Verfassung als einen Hemmschuh des entschiedenen Fortschritts; die an die neue Hochschule berufenen deutschen Professoren, der Mehrzahl nach exaltierte Köpfe, übten einen verderblichen Einfluß auf die Jugend, die in ihre Hände fiel, ohne durch rationelle Elementarbildung dagegen geschützt zu seyn. Es bezieht sich dieß besonders auf die Juristen. Die Rechtskenntnisse galten allgemein als die Eselsbrücke, über welche halbwegs gescheidte Leute zu Ehren und politischem Ansehen gelangen könnten. Der frühere Ausschluß von allen Staatsämtern und öffentlichen Stellen von einiger Bedeutung hatte die ehrgeizigen Bewohner des Landes um so begieriger darauf gemacht. Verblindet, wie sie waren vom Glanze, den solche Stellen zu umgeben schien, kannten sie kein höheres Glück für ihre heranwachsenden Söhne, als das Herrenleben; denn nicht politische Gleichheit war es, was sie verlangten, sondern unter dem Schein derselben die Vorzüge, deren sich bis dahin die Patricier zu erfreuen hatten. Die Hochschule sahen sie als eine Geschwindbleiche an, auf der der heranwachsende Schulbube in kurzem zum tüchtigen Staatsmanne erzogen werden könne. Zu diesem Zwecke scheuten sie keine Opfer, und mancher verblendete Vater glaubte die Ehre und das Glück seines Hauses zu begründen, indem er seinen Sohn aus einem tüchtigen Landmann zum stümperhaften Juristen bilden ließ, die Lehrer an der Hochschule dann, d. h. diejenigen, die sich zu Weltreformatoren bestimmt zu seyn wähnten, benutzten die ihnen anvertrauten Jünglinge, besonders die Begabteren derselben, als Mittel zu ihrem Zweck. In der Sophistik und Dialektik bestand die Philosophie, die sie ihnen eintrichterten, äußere Formenlehre und praktische Rechtswissenschaft (Rabulistik), nebst einer Masse von Plunder, so viel dessen ein Gedächtnis fassen konnte, mußte sie in den Stand setzen, durch gehörige Effronterie unterstützt, in der Gerichtstube face zu machen. Der Hauptunterricht aber, der dieser ganz der Leitung ihrer

Lehrer anvertrauten Jugend ertheilt wurde, bestand in der Lehre der modernen Politik, welche die Stelle der positiven Staatswissenschaft vertreten sollte. Die Zöglinge der neuen bernischen Hochschule, die sich diesem System ergaben, wurden von ihren Lehrern die „Träger der Zukunft“, im Publikum aber die „junge Schule“ genannt.

Es liegt nicht in meiner Absicht, unsere politischen Wirren und Entwicklungen ausführlich darzustellen. Wie die Träger der Zukunft nach und nach erstarkten, wie die Herren Snell, Herzog u. a. gegen die Regierung auftraten, mit Hülfe ihrer Zöglinge das Land demoralisierten, im Großen Rathe ihren Anhang allmählig vergrößerten und zur Mehrheit anwachsen sahen, wie sie die Einfälle in den Canton Luzern, den sogenannten Jesuitenkrieg organisierten, die politischen Parteyen überall erhitzen, den Radikalismus in ein System brachten, mit Hülfe ihrer Bundesgenossen auf dem Land und durch die perfidesten Verdächtigungen und Verleumdungen der Stadtbewohner sie gleichsam in die Acht erklärten, dann die Verfassung von 1831 über den Haufen warfen, um eine radikale Regierung einsetzen zu können, wie sie den Sonderbundskrieg nothwendig machten, die Verfassung von 1846 als Grundlage ihrer Machtvollkommenheit aufstellten, dabey aber so unklug zu Werk gingen, daß bey der periodischen Erneuerung A^o 1850 die radikale Verwaltung ungeacht alles Widerstrebens durchfiel, das findet man in den Zeitschriften der Parteyen zu lesen, und die Geschichte wird in nicht gar langer Zeit darüber unparteyisch Bericht erstatten. — *Im Jahre 1852* machte die kompakte radikale Opposition noch den gewagten Versuch, die *im Jahre 1850 vom Volk gewählte* Regierung, der sie von Anfang an das Regieren unmöglich machen wollte, *durch das Volk abberufen zu lassen*. Der Versuch mißlang.

Nach meinem am Schlusse des Verfassungsrathes declarierten Entschluß, keine politische Stelle anzunehmen, schlug ich meine Wahl in den Großen Rath aus und nahm nur insofern Theil an der Entwicklung unserer vaterländischen Angelegenheiten, als mir dieselbe wegen meiner Mitwirkung am Verfassungswerk besonders am Herzen liegen mußte. Durch Einleitung einer Correspondenz mit Freunden und Bekannten

anderer Cantone, deren ich damals eine Menge hatte, suchte ich auch eine Revision unserer eidgenössischen Verfassung einzuleiten, ward aber bald gewahr, daß eine solche nur durch zufällige Ereignisse herbeygeführt werden, je nach deren Beschaffenheit eine Reform mit gehöriger Umsicht Platz finden könne; ich fing überhaupt an einzusehen, daß Verbesserungen in den gesellschaftlichen Einrichtungen der Völker kein Knaubenwerk seyen, daß dazu die Einsicht der daran haftenden Fehler nicht genüge, weil sie gewöhnlich nicht gehoben werden können, ohne andere, öfters gröbere hervorzurufen. In ruhigen Zeiten gehen besonnene Leute nicht gerne an eine Totalreform, um nicht Unruhe zu erregen, und in bewegten Zeiten hindern oft die Umstände die ruhige Durchführung derselben. Ein erträglicher Zustand, an den man gewohnt ist, ist immer einem ungewissen vorzuziehen. Es ist ein altes, aber wahres Sprichwort: der ärgste Feind des Wohlseyns ist das Besserwollen. Die Jahre, die unmittelbar auf die Einführung unserer ersten liberalen Staatsverfassung folgten, waren für mich eine heilsame Lehrzeit im Fache der Politik. Ich sah, wie nach und nach die zum Schutze gegen jede Willkür-Herrschaft aufgestellten Grundsätze auf die Seite geschoben werden, weil man nur von einer Seite her auf der Hut ist. Ich sah, wie diejenigen, welche unter Gefahren und Opfern der Freyheit Bahn machten, von einer unmittelbar auf sie folgenden, mit ihnen wirkenden Generation als Feinde der Freyheit verfolgt wurden. Ich sah, wie der zur Cultur der Freyheit bereitete Boden mit den Dornen einer absoluten Gewalt-Herrschaft bepflanzt wurde. Ich sah, wie das alles Schritt vor Schritt vorrückte, und wie man ruhig zusah, bis nicht mehr zu helfen war. Ich sah, wie der Name der Freyheit frech missbraucht wurde, um das Recht und die Gleichheit mit Füßen zu treten, wie die Liberalität zur Losung dienen mußte, um Intolleranz und Verfolgung zu entzünden. Ich sah, wie Unglaube Hand in Hand mit Aberglauben Spott und Hohn über die Religion verbreitete. Ich sah, wie Parteyen, die sich nur dem Namen nach kannten, sich haßten und beschimpften; wie die Beschimpfung als ein staatsbürgerliches Vorrecht, und jede Beschränkung desselben als Verfassungs-Verletzung betrach-

tet wurde; mit einem Worte, ich sah, wie Ehrgeiz und Selbstsucht sich um die Wette bestreben, sich der Früchte zu bemächtigen, welche die Männer von 1830 durch persönliche Opfer dem Vaterlande errungen und gesichert zu haben glaubten. Auf den Trümmern einer sorgfältigen Aristokratie sollte eine Herrschaft gegründet werden zum Vorteil einer Fraktion, welche unter dem angemessenen Titel der Radikalfreysinnigen, der Demokraten *par excellence*, sich im Jahre 1845 *via facti* des Staatsruders bemächtigte, in der Absicht, ihren Szepter in der Folge über die ganze Schweiz auszudehnen und dieselbe in eine allgemeine europäische Revolution zum Umsturz der Throne und Altäre und zu einem europäisch demokratischen Völkerbund zu verwickeln.

Die Jahre 1848 und 1849 brachten Erscheinungen hervor, die uns die unumstößliche Überzeugung gewährten, daß unsre *soi-disants* Radikalen das Vaterland lediglich als Mittel zu solchen Zwecken betrachteten, als einen bequemen Herd zu Entzündung und Verbreitung des schon gerüsteten revolutionären Stoffes, aber zugleich auch die Einsicht, daß vor der Hand eine durchgreifende Reform der gesellschaftlichen Verhältnisse weder zu hoffen noch zu befürchten sey; denn während die ausgezeichnetsten deutschen Staatsmänner in ihren Versammlungen zu Frankfurt a. M. sich heiser schriegen, um ihren individuellen Meynungen Eingang zu verschaffen, während sie so die kostbare Zeit und unzählbare Summen Geldes schmälich vertrödelten und sich endlich tumultuarisch trennten, wagten es einige Dutzend verbrandter Köpfe, auf eigene Faust republikanische Grundsätze mittelst Feuer und Schwert zu proclamieren. Die *boutade* nahm den gewöhnlichen Ausgang, Mangel an Disziplin und Subordination, Excesse aller Art, Zwistigkeiten etc., machten es der stehenden Kriegsmacht leicht, die ungeordneten Massen auseinander zu sprengen, deren Führer sich sodann gegenseitig der Unfähigkeit, des Verraths und Fehler und Vergehen beschuldigten. Mehrere tausend Flüchtige warfen sich in die Schweiz, sie wurden, wie sich versteht, von den mit ihnen sympatisierenden Freunden, die eben in der Schweiz das große Wort führten, mit Jubel aufgenommen, die Last ihrer Verpflegung und was

damit verbunden war, dem Volke aufgebürdet und zur Rechtfertigung dieses unverantwortlichen Verfahrens eine neue Asyl-Theorie aufgestellt, die uns noch unbeliebige Früchte bringen könnte.

Daß nun die Monarchen, die, als ihnen Gefahr drohete, sich zu zeitgemäßen Conzessionen geneigt gezeigt hatten, sich in anderer Weise vernehmen lassen würden, das war um so mehr vor auszusehen, als die schrankenlosen Forderungen der sogenannten Demokraten zur Zeit ihres Sommernachtstraumes ihnen, den Monarchen, einen triftigen Vorwand zu der Behauptung an die Hand gaben, mit Narren könne kein vernünftiger Vertrag abgeschlossen werden, und Narren, in politischer Hinsicht, seyen jedenfalls *die* Freysinnigen, welche *die Freyheit an den Platz der Gesetze* stellen wollen.

Ob nun die Monarchen die scheinbar wieder eingetretene Ruhe zur Befestigung ihrer Throne mittelst weiser Reform ihrer Staatsverfassungen benutzen werden, oder in ihrer Verblendung neue gefährliche Aufregungen hervorrufen, das wird die Zeit lehren.

In der Schweiz dauert einstweilen der Kampf der Parteyen fort, die soisdisants Radikalen setzen ihren Kopf darauf, den Monarchen zum Trotz mit ihrer zügellosen Freyheit zu renommieren, während die so geheißenen Aristokraten, Ultramontanen oder Reaktionairs das Heil und die Wohlfahrt des Vaterlandes und das Ansehen der Religion nur durch die Rückkehr zum Alten gesichert glauben. Auffallend ist hiebey die schroffe Ausscheidung der beiden Parteyen, da nämlich die Radikalen, durch ihren Starrsinn verleitet, alles, was nicht ihren Begriffen und Ansichten blindlings und unbedingt huldigt, als Reaktionair von sich stoßen und so die Conservativen, in deren Reihen doch gerade diejenigen stehen, die im Jahre 1830 die Aristokratie beseitigt und seither keinen Grund gegeben haben, sie des Abfalls von ihren Grundsätzen zu beschuldigen, nöthigen, ebenfalls systematisch alles zu verwerfen, was nicht in ihrer Pfanne gekocht ist. Daß eine solche Parteystellung, und namentlich in den Behörden, von dem nachtheiligsten Einflusse seyn muß, das versteht sich wohl von selbst, denn so wohlthätig eine Opposition in der Staats-

verwaltung wirkt, wann sie sich ohne Leidenschaft, ohne Rücksicht auf Personen oder Parteyen bloß objektiv kundgibt, so schädlich wird sie, wenn solch unreine Motive vorwalten; in einem Staate namentlich, in welchem durch die Verfassung dafür gesorgt ist, daß unfähige, unzuverlässige Beamte niemals zu großem Einflusse gelangen können, weil die Periode ihrer Wirksamkeit beschränkt und ihre Wiedererwählung von dem öffentlichen Vertrauen abhängig ist, in einem solchen Staate ist eine systematische Opposition gegen die bestehende, vom Volk eingesetzte Regierung eine offenbare Auflehnung gegen den Volkswillen.

Wie oben erwähnt, entschloß ich mich nach Einführung der Verfassung vom Jahre 1831, keinerley Beamtung in der Staatsverwaltung anzunehmen, sondern meine Thätigkeit meiner Vaterstadt und der Praxis als Advokat zu widmen. Ich blieb diesem Vorsatze getreu und habe meine Pflichten gewissenhaft erfüllt.

(Schluss folgt.)

Beiträge zur Geschichte der bernischen Täufer.

Von Ad. Fluri.

Der Martyrer-Spiegel.

Eines der ergreifendsten Kapitel in *E. Müllers* Geschichte der bernischen Täufer ist überschrieben: *Auf die Galeeren!*

„Sy haben sechs Brüder genommen,
Geschmit ins eisen hinein,
Aufs meer thun sy die schicken,
Gott will ihr seelen hauptmann sin.“

So singt ein altes Täuferlied. Allein alle Versuche, die Namen jener sechs Unglücklichen zu erfahren, die 1671 die Reihe der auf die Galeeren deportierten Täufer eröffnen, sind trotz jahrelangem eifrigem Suchen erfolglos geblieben. Ein unheimliches Schweigen waltet in allen Urkunden, die uns hierüber hätten Aufschluss geben können. Wohl unterrichten sie